



49. Jahrgang.

Deutsches

8. Heft.

Familienbuch.

Stuttgart und Leipzig.

Doktor Ohlhoßs Geheimnis.

Kriminalroman

von

Friedrich Thieme.

12.

Die Wohnung des Landgerichtsrats Hebestreit befand sich in der Lühowstraße. Der Rat stand eben im Begriff auszugehen, als der Affessor bei ihm einsprach.

Schon von weitem streckte er dem Ankömmling abwehrend beide Hände entgegen.

„Unglücks Mensch, ich habe keinen Augenblick Zeit — wir haben noch Sitzung und nur eine Stunde Pause gemacht.“

„So begleite ich dich,“ rief der Affessor, „ich muß einige unaufschiebbare Fragen an dich richten.“

„Amtlich?“

„Ja, amtlich.“

„Ob der Mensch wohl je anders als in Berufssachen zu einem kommt,“ murmelte Hebestreit, während sich die Freunde die Hände schüttelten. „Sogar im eignen Heim ist man vor seinem Feuereifer nicht sicher. Na, komm nur — ich kann dich nicht einmal zum Sitzen nötigen, so knapp sind die Augenblicke,“ meinte er, lachend nach seiner Uhr sehend.

Ohne sich weiter aufzuhalten, schritt ihm der Affessor voraus. Auf der Straße angelangt, postierte er sich dicht an des Freundes Seite.

„Kennst du einen Herrn von Föhren?“

„Zwei.“

„Zwei?“

„Albert von Föhren und Bruno von Föhren.“

„Ich meine den Herrn von Föhren, dessen Frau kürzlich gestorben ist?“

„Das ist Albert von Föhren; Bruno ist sein jüngerer Bruder.“

„Ah, er hat einen jüngeren Bruder,“ gab der Affessor seiner Ueberraschung Ausdruck. „Was für ein Herr ist das? Kennst du ihn von Person?“



Rekonstruktion von Th. Reitz, Wiesbaden, Photograph. Frankfurt a. M. P.

Grundsteinlegung des Rimes-Museums auf der Saalburg am 11. Oktober 1900.

„Ich kenne beide von Person, da ich amtlich mit ihnen zu thun habe.“

„In dem Erbschaftsprozeß?“

„Ganz recht.“

„So bin ich doch vor die rechte Schmiede gekommen. Wer ist dieser Herr von Föhren eigentlich — der ältere Bruder? Ich meine, was treibt er?“

„Nichts — außer wenn du Spielen, Jagen und Geld und Zeit totschlagen für einen Zeitvertreib ansehen willst.“

„Und der Bruder?“

„Der ist Regierungsrat und das pure Gegenteil seines Bruders. Ein fleißiger, solider, strebsamer Herr, überall geachtet und beliebt.“

„Sein Bruder steht also nicht gleichermäßen in Achtung?“

Der Landgerichtsrat zuckte die Achseln.

„In seinen Kreisen vielleicht, wo man seine Talente zu schätzen weiß. Uebrigens sind beide, soviel mir bekannt, Stiefgeschwister. Albert ist von der ersten und Bruno von der zweiten Frau. Es ist eine alte angesehene Familie.“

„Wo ist sie zu Hause?“

„Jrgendwo in Ostpreußen, wo der alte Herr von Föhren ein großes Rittergut bewirtschaftet.“

„Weißt du nicht, wo es liegt?“

„Ich glaube, in der Nähe von P.“

„Ah — dort liegt ja auch Altillen.“

„Was?“

„Daß nur, es stimmt schon, ich gebe dir später Aufschluß. Jetzt haben wir keine Zeit. Vor allen Dingen beantworte mir die Frage: Ist es wahr, daß jener Herr Albert von Föhren dadurch zum Erben einer Million geworden ist, daß sein Kind zehn Minuten später starb als seine Frau?“

„Allerdings.“

„Und ist ihm die Erbschaft bereits zuerkannt?“

„Sie wird und muß ihm zuerkannt werden. Freilich verweigert der Vater der jungen Frau als Verwalter des Kapitals dessen Herausgabe und hat deshalb Herr von Föhren die Klage auf Auslieferung der Erbschaft gegen ihn anhängig gemacht — helfen wird es ihm jedoch nichts, da die amtlichen Sterbeurkunden das Faktum des späteren Ablebens des Kindes über alle Zweifel sicherstellen.“

„Wer hat die ärztlichen Totenscheine ausgestellt?“

„Doktor Ohlhoff.“

„Und es ist in denselben die Sterbezeit der Mutter mit ein Uhr und diejenige des Kindes mit ein Uhr zehn Minuten nachts angegeben?“

„Aufs Haar,“ erwiderte verwundert der Landgerichtsrat. „Was hast du für ein Interesse an der Sache? Doch nicht ein kriminalistisches?“

„Vielleicht,“ äußerte der Assessor trocken. „Hast du die ständesamtlichen Urkunden zur Hand?“

„Sie befinden sich bei den Akten.“

„Ich muß sie sofort haben.“

„Warum?“

„Nachher, nachher — uns bleiben bis zum Gerichtsgebäude nur noch ein paar hundert Schritte, und ich habe noch mancherlei Fragen an dich zu richten.“

„So schreie nur los.“

„Der alte Herr von Föhren — ist es ein Ehrenmann?“

„Dem Vernehmen nach, ja. — näher kenne ich ihn nicht.“

„Wie alt ist Albert von Föhren?“

„Zweieunddreißig Jahre.“

„Und der Stiefbruder?“

„Etwa sechsundzwanzig.“

„Weißt du zufällig, wo der Referendar wohnt?“

„Ich glaube, bei seinem Bruder, wenigstens war er einmal in dessen Auftrag bei mir.“

„Seit wann ist Albert von Föhren in Berlin?“

„Seit etwa vier Jahren.“

„Und wo hielt er sich vorher auf?“

„Er half seinem Vater das Gut bewirtschaften. Vater und Sohn sollen sich damals, wie der Schwiegervater bei seiner Vernehmung angab, entzweit haben, der Vater zahlte dem Sohn sein Vermögen aus, und dieser etablierte sich damit in der Residenz. Ehe zwei Jahre um waren, hatte er es glücklich an den Mann gebracht.“

„Verjübelt?“

„Verjübt, verwettet, verrenommiert — er stand vor dem Ruin.“

„Und um sich zu retten, heiratete er eine reiche Frau?“

„Eine reiche Erbin aus dem Bürgerstande. Das gab seinen Beziehungen zu dem adel- und ahnenstolzen Vater den Rest; weder die Schönheit und der Liebreiz der Schwiegertochter noch die Million, welche Fräulein Ella Brandei als Mitgift erhielt, vermochten ihn mit dem Schritt des Sohnes auszuföhnen.“

„War das eine Tochter des Banquiers gleichen Namens?“

„Ganz recht, ein junges, liebes, gutes Geschöpf; schade um sie, ich glaube, der Wüstling hat sie auf dem Gewissen.“

„Wie meinst du das?“

„hm, es war eine Heirat, die aus drei Beweggründen hervorging. Albert von Föhren heiratete das bürgerliche Geld, der alte Brandei bezahlte den Adel seines Schwiegersohnes, Ella nahm diesen selbst. Ein — das muß ihm der Reid lassen — Kavaliere vom Scheitel bis zur Sohle, der schon einem jungen Mädchen von siebzehn Jahren den Kopf verdrehen kann.“

„Wie, so jung war sie noch?“

„So jung, und deshalb ohnedies noch nicht stark genug für die schweren Pflichten einer Gattin und Mutter. Der Unmensch behandelte sie aber außerdem sehr roh, seine Ausschweifungen verletzten ihr zartes Gemüt in Verzweiflung. Sie soll Nächte durchwacht haben, um seine Rückkehr abzuwarten; sie soll ihn auf den Knien beschworen haben, einen andern Lebenswandel zu beginnen. Man sah sie tagelang gar nicht oder nur mit bethrübten Augen. Sie zehrte sich körperlich ab, zusehends. Manche hielten sie für schwindsüchtig. Du kannst dir denken, mit welchen Empfindungen das zarte Geschöpf der Zukunft ihrer schweren Stunde entgegen sah — und wie wenig ihr für den zu bestehenden Kampf Kräfte übrig waren!“

„Ja, ja — das arme Wesen!“

„Sie erlag auch — nicht bei der Geburt selbst, sondern erst in der darauffolgenden Nacht der eingetretenen Schwäche. Sie hatte, glaube ich, das Bewußtsein überhaupt nicht wieder erlangt oder doch nur für flüchtige Augenblicke.“

„Und zur selben Zeit starb das Kind?“

„Zehn Minuten später. Trotzdem schon vorher eine kräftige Anne bestellst worden war. Es soll ein schwaches Dingelchen gewesen sein, ein sehr ätherisches kleines Wesen, da schon der Hauch des Lebens hinreichend war, das zarte Flämmchen auszulöschen. Mit Mühe erhielt man es die wenigen Stunden am Leben.“

„Das ist nun eine der Ehen, die nach außen so glänzend ausschauen und in der Regel mit so außerordentlichem Gepränge vollzogen werden,“ kommentierte Rodbert Rindner die Darstellung seines Begleiters.

„Und innen ist Heulen und Zähneklappern. Glänzendes Glend, weiter nichts, nicht besser, als das Los der mit Glittern behängten unglücklichen Komödianten, die unter einem imitierten Brokatkleid und einem erheuchelten Lachen ihren knurrenden Magen, ihren Ekel und ihre Verzweiflung verstecken. Ist es ein Wunder, wenn da Vernunft und Gefühl sich empören und viele die Ehe als eine unmoralische Institution verschreiben? Mit Unrecht, die Ehe ist unschuldig an dem Mißbrauch, den entartete Menschen mit ihr treiben; unsre Einrichtungen profanieren sie; sie selbst bleibt heilig und rein.“

„Ich teile vollkommen deine Ansicht. Doch die Zeit drängt, willst du noch mehr wissen?“

„Ich verstehe noch nicht, warum von dem Ueberleben des Kindes das Schicksal der Erbschaft abhängt. Föhrens Frau erhielt bei ihrer Verheiratung eine Million Mark als Mitgift —, ist denn überhaupt noch viel davon da?“

Der Freund lachte.

„Die Million ist noch vollzählig, dafür hat der alte Brandei gesorgt. Der schlaue Kaufmann kannte den Charakter des Mannes, dem er sein Kind verkaufte, zu genau, um ihm die unbeschränkte Verfügung über seine Thaler zu verstaten. Ein anständiges Auskommen sollten die jungen Leute haben —“

„Es ist ja heutzutage keine Schande mehr, sich von seiner Frau oder ihrem Vater ernähren zu lassen,“ warf der Assessor empört ein.

„Durchaus nicht, es ist sogar ein äußerst begehrtes Los. Die Vermögensfrage wurde also, dem Gebrauche in solchen Fällen gemäß, durch einen Ehevertrag geregelt. Durch diesen Vertrag wurde der Schwiegervater, der alte Brandei, zum ausschließlichen Verwalter der Mitgift bestellt und dem jungen Ehepaar die Ruhezugsung zugesprochen. Das Kapital sollte im Falle des Ablebens der jungen Frau an ihre Descendenzen, und falls sie innerhalb der ersten fünf Jahre ohne Kinder stürbe, an ihren Vater zurückfallen. Bei späterem kinderlosem Ableben der jungen Frau sollte ihr Gatte die Hälfte des Kapitals erhalten.“

„Recht vorfichtig — und einem Menschen, dessen Moral ihm so bedenklich erschien, daß er ihn gewissermaßen entmündigte, vertraute er das Lebensglück seiner Tochter an?“

„Die Tochter vertraute er ihm an, sein Geld nicht. Vielleicht stellte er aber gerade, um die Zukunft seiner Tochter sicherzustellen, die genannten Bedingungen.“

„Und Herr von Föhren ging auf so entwürdigende Zumutungen ein?“

„Mit der größten Bereitwilligkeit, so sehr sie ihn auch später beengten. Die Hauptsache für ihn war, das Goldfischchen nur erst in seine Hand zu bekommen. Wahrscheinlich hoffte er, mit der Zeit und mit Hilfe seiner Frau den Alten schon herumzutreiben. Bisher war das nun zwar nicht der Fall; der Notwendigkeit, die Schulden für seinen Schwiegersohn zu bezahlen, konnte sich der Alte dagegen nicht immer

entziehen, und er hat in den zwei Jahren, welche die Ehe gedauert hat, zwei- oder dreimal den status quo wieder hergestellt. Nun freilich ist Herr von Föhren Herr der Situation, das Kind hat die Mutter beerbt, er ist der gesetzliche Erbe seines Kindes, niemand hat ihm mehr etwas dreinzureden — er mag auch genug bei den Gedanken gezittert haben, daß das Kind sterben oder wenigstens vor der Mutter sterben könne. An einen Fall wie den eingetretenen hat der Schwiegervater natürlich nicht denken können. — Doch da sind wir an Ort und Stelle, Kollege — wenn du noch eine Frage hast?“

„Eine Frage nicht mehr, nur die Urkunden bitte ich mir noch aus.“

„Jetzt gleich?“

„Es muß sein —“

„Ich darf sie ohne Genehmigung des —“

„Die erhältst du nachträglich. Für jetzt nur das eine,“ flüsterte ihm Rodbert ins Ohr, „es handelt sich um den Mord des Doktor Ohlhoff.“

Der Landgerichtsrat fuhr erschrocken zurück.

„Du glaubst doch nicht —“

„Ich glaube gar nichts, ich weiß alles. Herr von Föhren ist dringend verdächtig —, ich muß auf der Stelle handeln, oder er entgeht mir noch, denn er wird ganz gewiß auf seiner Hut sein. Zu niemand eine Silbe — verstanden?“

Der Rat reichte ihm betuernd die Hand — er fand noch immer keine Worte, so hatte die Mitteilung ihn getroffen.

Fünf Minuten später hielt der Assessor die beiden Sterbeurkunden in der Hand; nur einen Blick warf er darauf, es war alles so, wie er erwartet. Doktor Ohlhoff bescheinigte, daß Frau Ella von Föhren, geborene Brandei, neunzehn Jahre zwei Monate alt, am 29. November 1895 nachts ein Uhr, und ihr neugeborener Sohn Albert Erich von Föhren (vermutlich hatte das Kind die Kottause empfangen), geboren am 27. November 1895 nachmittags viereinhalf Uhr, am 29. November nachts ein Uhr zehn Minuten gestorben sei.

Im Sturmschritt nahm der Beamte die beiden Treppen bis zum Parterre, noch einmal bediente er sich der größeren Schnelligkeit wegen eines Wagens, um sein Bureau so rasch als möglich zu erreichen.

Der Thatbestand lag klar vor seinem Geiste. Das Rätsel war endlich gelöst. Albert von Föhren hatte den Arzt, der auf der Aenderung des irtümlich angegebenen Termines bestand, mit frevelhafter Hand ermordet — wie der Irrtum entstanden und auf welche Weise die That ausgeführt worden, entzog sich noch seiner Kenntnis. Fanny Mäder hatte in Altillen den Bruder Föhrens kennen gelernt, die jungen Leute liebten sich, der junge Mann wagte aber wohl nicht, vor seinen adelstolzen Vater mit dem Bekenntnis seiner Liebe hinzutreten, bis er sich selbst eine Existenz gegründet, deshalb sollte, mußte das Verhältnis ein Geheimnis bleiben. Der Bruder und Fanny wußten um das ruchlose Verbrechen, hatten es durch irgend einen Zufall entdeckt, waren vielleicht seine Zeugen gewesen; das war der Grund, aus welchem Fanny ihren Aufenthalt an dem verhängnisvollen Abend nicht verraten wollte, aus dem sie alle Spuren ihrer Verbindung mit dem Referendar vertilgt hatte. Der Mörder erfuhr wie die ganze Stadt von der Verhaftung des jungen Mädchens; anscheinend ohne Wissenschaft ihrer Beziehungen zu seinem Verwandten, beschloß er, den Verdacht gegen sie zu verstärken; er versteckte die dem Ermordeten zur Benutzung für ähnliche Zwecke geraubte Uhr im Garten. Der Bruder bestürmte ihn darauf, drohte ihm vielleicht mit Anzeige, die Geliebte sollte gerettet werden, ohne daß der Mörder preisgegeben wurde. Daher die Manöver in Frankfurt und Wiesbaden, bei denen Föhren selber die Rolle des Doktor Ohlhoff gespielt. Der Assessor rief sich die Persönlichkeit des Edelmannes vor Augen, derselbe besaß in Figur und Haltung mit dem Arzte allerdings einige Ähnlichkeit. Selbst der Vollbart war vorhanden, vielleicht um einige Nuancen dunkler, aber das kam wenig in Betracht. Uebrigens hatten die Bediensteten des Hotels, worin der angebliche Doktor Ohlhoff logierte, gerade letzteren Umstand mehrfach betont, der Assessor hatte aber damals kein besonderes Gewicht darauf gelegt, weil ihm aus Erfahrung zur Genüge bekannt war, wie selten die Farben in solchen Fällen ganz richtig angegeben werden.

Sobald Rodbert im Gerichtsgebäude angelangt war, telephonierte er an den Polizeikommissar Kühn.

„Kommen Sie sofort in Zivil mit einigen Geheimpolizisten zu mir — bringen Sie einen geschlossenen Wagen mit.“

Dann erteilte er Befehl, Fanny Mäder zu ihm zu führen.

Die Gefangene trat ihm mit einer Fassung entgegen, wie er sie selten an ihr wahrgenommen. Das Bewußtsein ihres Heroismus verlieh ihr Mut und Kraft. Allerdings konnte sie keine Ahnung haben von der Ueberraschung, welche der Beamte für sie bereit hatte.

„Fräulein Mäder,“ redete der Assessor sie an, „ich sagte Ihnen, ich würde nicht eher wieder zu Ihnen sprechen, bis ich Ihnen den Namen, auf den es ankommt, entgegenrufen könnte!“

Er blickte ihr fest ins Gesicht.

„Ich weiß diesen Namen.“

Ein Blick des Schreckens zuckte in den schönen Zügen auf.

„Der Mörder ist!“ — der Assessor dämpfte die Stimme, um von dem im Vorzimmer harrenden Aufseher nicht gehört zu werden — „Albert von Föhren.“

Der schrille Aufschrei der jungen Dame verriet ihm, daß er sich nicht geirrt.

„Habe ich recht oder nicht?“

Thränen stürzten aus ihren Augen, sie bedeckte ihr Antlitz mit beiden Händen.

„Wer, wer hat Ihnen das verraten?“ stöhnte sie nach Atem ringend.

„Mein eigener Scharfsinn, wenn Sie es so nennen wollen. Und noch viel mehr. Ich kenne auch den Namen Ihres Bräutigams. Es ist —“

Angstvoll fiel sie ihm ins Wort: „Nennen Sie ihn nicht — o mein Gott, nun ist alles verloren!“

„Darf ich nun, wo all Ihr Schweigen nichts mehr hilft, ein offenes Bekenntnis aus Ihrem Munde vernehmen?“

„Nicht jetzt, nicht augenblicklich — ich — ich —“

Sie sprach nicht weiter, ihre Stimme zerfloß in ein Wallen, ihre Glieder zuckten wie im nervösen Krampfe.

„Sie müssen sich erst beruhigen, Fräulein Mäder, müssen sich an den neuen Stand der Dinge gewöhnen — hoffentlich wird sich auch für Sie alles zum Besten wenden. Begeben Sie sich noch einmal in Ihre Zelle zurück, es wird nicht für lange Zeit sein. Morgen früh hoffe ich Sie geeigneter für die Erstattung einer Aussage zu finden.“

Der junge Mann gab Auftrag, der Gefangenen die größte Sorgfalt zuzuwenden, eine Wärterin sollte bei ihr bleiben, bis sie sich erholt, man sollte ihr Wein oder ein andres Stärkungsmittel reichen. Fanny fühlte sich nicht im Stande, mit Worten zu danken, nur mit einem dankbaren Blick lohnte sie dem Beamten seine liebevolle Aufmerksamkeit, als sie hinausgeschwankte.

13.

Ungeduldig ging Robbert auf und ab —, endlich verkündete das Rollen des Wagens die Ankunft der Besucher. Der Assessor wartete nicht, bis der Kommissar sein Bureau betrat, er stülpte den Hut auf den Kopf — den Ueberzieher hatte er längst angezogen — und eilte den Ankömmlingen so rasch entgegen, daß er gerade in dem Augenblick eintraf, als der Wagen eben anhielt.

„Bleiben Sie, wo Sie sind,“ rief er dem Kommissar zu und schwang sich behend in das Gefährt hinein.

„Wohin?“ forschte der Polizeibeamte.

„Den Mörder des Doktor Ohlhoff verhaften,“ raunte Robbert ihm zu, „nur vorwärts!“

„Wohin soll ich fahren?“ fragte der Kutscher.

„Nach der Ecke der — und —straße, dort halten Sie vorläufig.“

Und vorwärts rollte der Wagen.

Mit wenigen Worten teilte der Assessor dem Kommissar mit, worum es sich handelte.

Mit unterhohlenem Erstaunen vernahm derselbe die Enthüllungen des jungen Mannes.

„Ein solcher Herr — ist es zu glauben?“

„Wir halten an der Ecke der Straße, damit der Wagen nicht vorzeitig gehört wird. Vorsichtig begeben wir uns dann vor das Haus, besichtigen das Terrain, postieren an jedem Ausgang eine Wache, und Sie und ich gehen sodann hinein. Der Wagen kann dann jederzeit nachgeholt werden.“

„So wird es am besten sein.“

„Man weiß nicht, ob sich der Herr nicht am Ende zur Wehr setzt — ein verzweifelter Gesell scheint er zu sein, und von außerordentlicher Körperkraft. Wir müssen ihn überumpeln, sonst entgeht er uns möglicherweise jetzt noch. Wenn der Vogel nur nicht schon ausgeflogen ist —“

„Bevor er das Geld nicht hat, brennt er nicht durch, — wofür hätte er sonst das Verbrechen verübt?“

„Da haben Sie recht, Kommissar —, wenn er sich aber verraten glaubt und zwischen Gefangennahme und Erbschaft zu wählen hat —“

Sie fuhren eben durch die Straße, in welcher Doktor Ohlhoffs Wohnung sich befand. Der Assessor ließ seinen Blick nach den erleuchteten Fenstern hinausschweifen, hinter denen, wie er vermutete, Melanie noch weilte, im nächsten Moment durchkreuzte jedoch ein anderer Einsall sein Hirn.

„Die Festung des Herrn von Föhren liegt kaum zehn Minuten von der Wohnung des Doktors entfernt — auch das ist ein Umstand, der sich den übrigen passend einfügt. Der Arzt wurde sicher in die Nähe

gerufen, sonst wäre er erst noch einmal nach Hause gegangen.“

An der bezeichneten Ecke hielt der Kutscher an. Der Assessor und der Kommissar stiegen aus und gingen zu Fuß weiter. Sie brauchten nicht befürchten, gesehen zu werden, denn es war stockdunkel auf der Straße. Ein Abend fast so nebelig wie der, an welchem Doktor Ohlhoff verschwunden war.

Der Assessor ersorgte beim Schein einer Gaslaterne die Zeit.

„Halb acht Uhr,“ sagte er befriedigt. „Just die Zeit, um welche man solche Herren meist zu Hause antrifft.“

Sie waren jetzt an der Villa angelangt. Das Gebäude stand insofern isoliert, als rechts ein Streifen Garten die Grenze zwischen ihm und dem Nachbarhause bildete, und links eine breite Einfahrt in einen schmalen Hof leitete, worin sich der Pferdestall und ein niedriger Geräteschuppen befanden. Hinter dem Hause dehnte sich ein großer, mit einer Mauer umgebener Garten aus. Der Assessor begab sich mit dem Kommissar durch die nächste Querstraße auf die der —straße parallel laufende Straße, um die Rückseite des Gebäudes in Augenschein zu nehmen. Sie erblickten nichts als die hohe Mauer, über welche man das runde Kuppeldach eines Pavillons emporragen sah. Eine schmale Pforte vermittelte den Eingang.

Der Assessor rüttelte an der Klinke, die Thür war verschlossen.

„Hierher postieren Sie für alle Fälle einen Ihrer Leute, den andern am Thorweg, den dritten an der Hausthür. Auf einen Pfiff sollen uns die vor dem Hause Stehenden zu Hilfe kommen. Sie sind doch bewaffnet?“

„Mit einem sechs-läufigen Revolver und meinem Degen.“

„Gut, auch ich trage einen Revolver bei mir. Kehren wir zurück und klingeln wir.“

Die beiden Männer kehrten an die Ecke zurück, wo der Kommissar seinen Beamten und dem Kutscher die nötigen Weisungen gab. Während ihnen die beiden zur vorderen Wache bestimmten Personen in einiger Entfernung folgten, schritten die Männer vorwärts, und der Assessor drückte gleich darauf auf den Knopf der elektrischen Klingel.

Die Person, welche den jungen Mann bei seinem ersten Besuch empfing, öffnete diesmal auch die Thür.

„Was wünschen Sie?“

„Ich möchte Herrn von Föhren sprechen — in einer dringenden Angelegenheit.“

„Welchen?“

„Herrn Albert von Föhren —“

„Bedauere, der Herr ist nicht zu Hause.“

„Können Sie uns sagen, wo er hingegangen ist?“

„Nein.“

„Oder wann er zurückkommen wird?“

„Auch das nicht, jedenfalls nicht unter einigen Stunden. Heute Abend werden Sie ihn kaum mehr sprechen können.“

„Und morgen früh?“

„Wohl auch nicht, denn er wird wahrscheinlich noch diese Nacht eine Reise antreten.“

„So, so — ist der andre Herr zu Hause, der Herr Referendar?“

„Der junge Herr? Jawohl.“

„Vielleicht kann er uns darüber Auskunft geben, wo wir seinen Bruder finden. Wollen Sie so gut sein und uns anmelden?“

„Wen darf ich —?“ Die alte Frau blickte fragend auf die beiden Herren.

„Assessor Lindner und ein Freund — sagen Sie nur, es handelte sich um eine Privatangelegenheit.“

Die Frau nahm die ihr vom Assessor übergebene Karte, bat die Herren, einstweilen näher zu treten, und verschwand durch eine der in den Flur mündenden Thüren.

Nach kaum einer halben Minute erschien sie wieder.

„Belieben die Herren, hier einzutreten.“

Die Männer folgten der Weisung. Sie wurden in denselben prachtvollen Salon geführt, in welchem der Assessor das vorige Mal empfangen worden war.

Jetzt herrschte ein mattes Zwielicht in dem großen Raum, das eine auf einem Tisch stehende Lampe verbreitete, denn der vielarmige Kandelaber in der Mitte und seine bescheidenen Gehilfen an den Wänden machten von ihrer lichtpendenden Fähigkeit keinen Gebrauch, und auch das in dem mit künstlerischem Schmuck verzierten alabasternen Ofen glimmende spärliche Feuer trug nicht dazu bei, dem luxuriösen Gemach einen Schimmer von Behaglichkeit zu verleihen.

Tiefe Stille herrschte rundum, nur das regelmäßige Ticken der auf einem kostbaren Piedestal prangenden reich vergoldeten Standuhr drang an die lauschenden Ohren der Eindringlinge.

Mehrere Minuten blieben die Herren allein, dann erst betrat den Salon ein blasser junger Mann von schlanker, hoher Gestalt, den die Aehnlichkeit mit seinem Bruder als den Erwarteten bezeichnete. Der Assessor

fixierte ihn rasch, aber scharf — den tiefdunkeln Vollbart ersah hier ein unbedeutender Schnurrbart, und die Linien des Gesichts waren verschwommener und weicher, wie auch die schwächeren Körper- und Gliederformen bekundeten, daß er sich mit seinem Stiefbruder so wenig wie an männlicher Schönheit auch an äußerer Kraft zu messen vermöge. Dafür besaß Bruno von Föhren aber einen Vorzug, der die Vergleichung auf der Stelle zu seinen Gunsten entschied: einen Zug edler Liebenswürdigkeit, den man vergebens an seinem Bruder suchte. Er war ein guter, sanfter, vielleicht sogar etwas schlichter Mensch, auch wenn er nicht, wie es in diesem Augenblick der Fall war, in seinem Wesen eine gewisse ängstliche Scheu zur Schau trug, die wohl in einer Vorahnung der Bedeutung des Besuchs ihre Erklärung fand.

Bruno fand kaum Worte, die Fremden zu begrüßen und sie zu bitten, Platz zu nehmen.

Weder der Assessor noch der Kommissar leisteten der Einladung Folge.

„Habe ich die Ehre mit Herrn Bruno von Föhren?“

„Zu dienen, mein Herr.“ Der Referendar knüpfte hieran einige Worte der Entschuldigung; er sei unwohl gewesen und habe erst Toilette machen müssen.

Robbert bedauerte es und fragte sodann: „Herr Albert von Föhren ist Ihr Bruder?“

„Mein Bruder — das heißt mein Stiefbruder,“ stammelte der junge Mann, indem er vor dem festen Blick des Juristen die Augen abwandte.

„Wir haben ein dringendes Geschäft mit Ihrem Herrn Bruder zu erledigen, können Sie uns nicht sagen, wo wir ihn finden?“

„Thut mir leid, ich weiß es nicht.“

„Wird er bald zurückkommen?“

„Er kehrt selten vor Mitternacht heim.“ (Zimmer erst in den Morgenstunden, wäre mehr der Wahrheit gemäß gewesen.)

„Fatal — ist es wahr, daß er noch diese Nacht verreisen will?“

Bruno warf einen schnellen, bestürzten Blick auf den Sprecher, bedachte sich einen Augenblick und erwiderte dann: „Ich glaube, er hegt die Absicht. Was — was wünschen die Herren von ihm, kann ich es nicht ausrichten?“

„Nein.“

Der Assessor beobachtete noch immer aufmerksam den jungen Mann.

„Sie haben doch meinen Namen und Stand auf der Karte gelesen?“ hub er plötzlich an

„Gewiß — ich —“

„Ich vergaß aber, Ihnen meinen Begleiter vorzustellen, Herr Polizeikommissar Kühn!“

Bruno fühlte einen Schauer über seinen Körper laufen.

„Wir kommen in amtlicher Eigenschaft,“ fuhr der Assessor unerbittlich fort, „Sie wissen, warum?“

„Ich? Wie sollte ich —“ versuchte der junge Mann zu protestieren, aber seine von qualvoller Angst verzogene Miene strafte ihn Lügen.

„Seltsam,“ dachte der Assessor, dieser junge Mann, der offenbar schuldlos ist, erduldet schon im Bewußtsein seiner gezwungenen Mitwissenschaft alle Qualen des bösen Gewissens, während der andre mit der Redlichkeit und Sicherheit der Unschuld auftritt. Ich bin sicher, der wahre Mörder wird uns mit ganz anderer Stirn entgegentreten — das ist der Unterschied zwischen gut und schlecht!“

Dem Referendar aber fiel er ins Wort: „Sie wissen es wohl, Herr von Föhren. Sie wissen auch, daß Sie diesen Besuch jeden Tag hier erwartet und was Sie in dem Bewußtsein der Schuld Ihres Bruders gelitten haben! Denn, vernehmen Sie es hiermit: Ihr Bruder Albert ist der Mörder des Doktor Ohlhoff, und wir sind hier, ihn der Gerechtigkeit zu überliefern!“

Bruno zuckte zusammen wie unter einem Schlage. Sprachlos sank er in den Sessel, an den er sich bisher halb gelehnt.

„Fanny — Fräulein Mäder — hat gestanden?“ fragte er mit blutlosen Lippen, und ein Ausdruck unsagbaren Kammers überflog seine Züge.

„Fanny Mäder? Nein, die junge Dame hat sich als eine Heldin erwiesen. Ueber ihre Lippen ist kein Wort gekommen; selbst nachdem ich ihr den Namen des Mörders, den eine in Chiffren abgefaßte Notiz des von Ihrem Bruder in Wiesbaden zurückgelassenen Notizbuchs des Ermordeten mir verraten, entgegenhielt. Sie hat um ihrer Liebe willen Schmach und Demütigung auf sich genommen, und die Entbehrungen und Schrecken der Haft ertragen. Sie hat einen Heroismus an den Tag gelegt, der einer besseren Sache würdig gewesen wäre.“

„Bei Gott, das hat sie!“ rief der Referendar, und seine Augen leuchteten für einen Augenblick wie im Triumph.

„Wenn Sie diese junge Dame lieben, so hätte Ihnen ihre Ehre höher stehen sollen, als das Schicksal eines verworfenen Bruders,“ konnte sich der Assessor nicht enthalten hinzuzufügen.



Blühende Jugend.

Nach photographischen Aufnahmen von C. Nowot, Malerin, aus dem Hof-Atelier A. Meyer in Berlin.



Letzte Aukt. Nach dem Gemälde von H. v. Moltke.

Photographie-Verlag von Paul Senf in Berlin.

Der junge Mann stand auf. Zum ersten Male blickte er den Beamten an, mit einem edlen und offenen Ausdruck.

„Es war nicht das Schicksal meines Bruders allein, das hier in Frage stand,“ entgegnete er.

„Nein, auch Ihr eignes — Ihre Ehre, Ihre Karriere —“

„Nach alledem würde ich keinen Augenblick gefragt haben,“ antwortete Bruno stolz. „Meine Stellung aufzugeben, auf meine Karriere zu verzichten, war ich ohnehin entschlossen, da ich mit einem solchen Matel auf meinem Namen — auch wenn er jedem andern als mir selbst verborgen war — mich zu einer öffentlichen Stellung nicht mehr qualifiziert erachtete. Und mein Bruder? O, er ist das Opfer eines edlen Mädchens nicht wert! — wenn ich auch nicht so weit gegangen wäre, ihn der Gerechtigkeit zu überliefern —, denn das können Sie wohl von dem Sohne desselben Vaters nicht verlangen —, so hätte ich ihn doch gezwungen, zu entfliehen und seine Schuld offenbar zu machen. Nein, mein Herr, der Beweggrund, aus welchem Fanny und ich so handelten, wie wir gethan, war ein höherer. Ich habe einen alten, ehrwürdigen Vater, am Rande des Grabes stehend, unsagbar stolz auf sein Geschlecht, seine Ehre und die Unbesiegttheit seines Namens —, der entsetzliche Schlag hätte ihn vielleicht aufs Sterbebett geworfen! Aus Mitleid mit ihm, aus Schonung für sein Alter haben wir geschwiegen —, ich hoffte, es würde mir auch so gelingen, Fanny zu retten, ihre Unschuld zu beweisen, und das mutige, herrliche Geschöpf war ganz mit mir einig in dem gefaßten Entschlusse!“

Ergriffen trat Robert auf den jungen Mann zu und bot ihm die Hand.

„Ich verstehe Ihre Motive und ehre sie,“ erklärte er ernst. „Um so schwerer wird mir, davon seien Sie überzeugt, die Erfüllung meiner Pflicht. Nachdem nun aber einmal die Schuld Ihres Bruders an den Tag gekommen ist, haben Sie keine Veranlassung mehr, denselben in seinem verbrecherischen Treiben zu unterstützen. Ich wiederhole daher die Frage: Wo können wir ihn finden?“

„Verlangen Sie von mir, Ihnen meinen Bruder in die Hände zu liefern?“

„Ja, ich begehre es um der Ehre Ihres Namens willen, aus Mitleid mit Ihrem alten Vater. Wenn Sie mir die Auskunft auch verweigern, Ihr Bruder wird mir trotzdem nicht entgehen. Sie selbst können nichts zu seiner Rettung thun, denn ich bin dann gezwungen, Sie so lange unter Aufsicht zu stellen, bis er verhaftet ist, damit Sie nicht Gelegenheit erhalten, ihn zu warnen, oder mir wenigstens Ihr Ehrenwort geben zu lassen, auf jeden derartigen Versuch zu verzichten. Mich aber würden Sie in die Notwendigkeit versetzen, öffentliche und aufsehenerregende Schritte zu thun. Ich müßte sofort an alle Behörden und Bahnhöfe depeeschieren, einen Steckbrief mit seiner Photographie und Personalschilderung ergehen, Ihren Bruder wie ein Wild verfolgen und hegen lassen, während ich so in der Lage wäre, die Sache in aller Stille zu ordnen. Sehen Sie nicht ein, daß auch das Interesse des Mörders selbst das erfordert?“

Bruno kämpfte eine lange Weile mit sich selbst.

„Sie haben recht,“ nahm er endlich das Wort. „Nun wohl, wo mein Bruder gegenwärtig ist, weiß ich nicht, aber um zehn Uhr treffen Sie ihn ganz sicher in seinem Klub.“

„Welcher Klub ist das?“

„Der Klub ‚Fröhlichkeit‘.“

„Ich kenne ihn,“ nickte der Assessor. „In der — Straße?“

„Ganz recht. Ich werde mit Ihnen gehen und meinen Bruder abrufen, damit jedes Aufsehen vermieden wird.“

„Wenn er aber nicht dort ist?“

„Um zwei Uhr will er mit dem Nachtschnellzuge nach Paris reisen — vorher muß er unbedingt noch einmal hierher zurück —“

„Ich danke Ihnen. Wir haben also Zeit genug. Herr Kommissar, treffen Sie, bitte, danach Ihre Maßregeln. Der Wagen soll sich für zehn Uhr bereit halten, zwei Mann bleiben hier, um das Haus im Auge zu behalten, aber ohne daß es der etwa Heimkehrende bemerkt; ich selbst werde so lange hier bleiben und erwarte Sie um zehn Uhr mit dem Wagen.“

Kommissar Kühn erklärte seine Bereitwilligkeit und entfernte sich mit höflicher Verbeugung.

Der Assessor wandte sich darauf wieder an Bruno von Föhren.

„Ich darf mir wohl gestatten, noch einige Fragen an Sie zu richten, Herr von Föhren?“

„Bitte!“

Der Beamte nahm auf einem Stuhle, Bruno auf dem Gehnsessel Platz, vor dem er gestanden.

„Wann haben Sie von dem Verbrechen Kenntnis erhalten?“

„Im Augenblick seiner Begehung —“

„Ah!“

„O mein Gott, ich habe seitdem nicht eine ruhige Minute mehr gehabt. Wenn ich selber der Mörder gewesen wäre, hätte ich nicht mehr Gewissensbisse, Angst, Schmerz und Verzweiflung empfinden können! Ich bereute es bitter, dem Willen meines Vaters zuwider der Einladung meines Bruders, während meines hiesigen Aufenthalts in seinem Hause zu wohnen, gefolgt zu sein —, im ersten Augenblick der Erkenntnis des Entsetzlichen drängte es mich, die Stätte der ruchlosen That zu fliehen, um nie zurückzukehren, doch mein Bruder beschwor mich, dadurch nicht den Verdacht auf ihn zu lenken, daß ich gerade jetzt ginge. Schon seit einigen Monaten hegte ich die Absicht, wieder auszuweichen — die Familienverhältnisse —“ Er unterbrach sich mit einem Räuspern.

„Leider kann ich es Ihnen nicht ersparen, auch hierauf einzugehen. Ihr Bruder hatte sein Vermögen verschwendet — er rehabilitierte sich durch eine reiche Heirat, nicht wahr?“

„So ist es. Von meinem Vater hatte er nichts mehr zu fordern und hätte auch keinen Pfennig erhalten —, ich selbst konnte ihm nichts geben, denn unser Vermögen stammt zum größten Teil von der ersten Frau meines Vaters, während meine eigne Mutter ein armes Mädchen war. Deshalb faßte er den Plan der Heirat.“

„Er führte keine glückliche Ehe?“

„Der Himmel weiß, daß es nicht der Fall war!“ rief Bruno mit gepreßter Stimme. „Er hat sein armes Weib gequält und gemartert —, ich selbst bin oft deshalb hart mit ihm zusammengeraut, ich konnte den Jammer nicht mehr ansehen!“

„Er hat sie thätlich mißhandelt?“

„Ich fürchte es.“

„Wie wirkte denn die Ankunft eines Sohnes und Erben auf ihn?“

„Es war ihm hauptsächlich um ein Kind zu thun, gleichviel, welchen Geschlechts. Die Krankheit meiner armen Schwägerin, ihre Schwäche und Hingegenommenheit ließen ihn kalt, dagegen zitterte er um das schwache Leben des kleinen Wesens. Eifrig übernahm er selbst die Ueberwachung seiner Pflege —, es wäre rührend gewesen, ihn so um das zarte Geschöpf beschäftigt zu sehen, wenn nicht das Motiv so leicht zu durchschauen gewesen wäre.“

„Waren Sie zugegen, als der Tod Ihrer Frau Schwägerin und des Kindes erfolgte?“

„Ich? Nein. Ich erhielt erst am andern Morgen davon Kunde.“

„So wissen Sie nicht, wie der Irrtum bezüglich der Sterbezeit entstanden ist?“

„Nein, Herr Assessor. Ich schloß nur aus einigen Äußerungen meines Bruders, daß ein solcher vorgekommen und — und die Veranlassung zu der That geworden. Lassen Sie mich Ihnen berichten, wie ich von dem Verbrechen Kenntnis erhielt. Sie sind ja doch über meine Beziehungen zu Fräulein Mäder unterrichtet —“

Er sah den Assessor erröthend an, dieser nickte.

„Ich lernte Fanny in Altillen kennen, wo mein Vater und ich viel verkehrten. Im Sturm gewann das schöne, sanfte Wesen mein Herz, und ich das ihre, doch hüllten wir unsre Liebe in den Schleier des tiefsten Geheimnisses. Der Adelstolz meines Vaters war bereits auf das tiefste durch die Resalliance meines Bruders, wie er es nannte, verwundet; ein ähnlicher Schritt meinerseits hätte ihn im höchsten Grade empört, wer weiß, er hätte vielleicht seine Hand völlig von mir abgezogen, und meine Existenz war doch noch nicht begründet. Wir beschloßen also, unsre Verbindung vor jedermann geheim zu halten, bis ich im Stande sein würde, meiner Braut ein anständiges Auskommen zu bieten. Dann wollte ich vor meinen Vater hintreten und ihm offen erklären, daß ich keine andre als Fanny je zum Altar führen würde.“

„Also deshalb verbarg Fräulein Mäder die That- sache ihrer Herzensneigung auch ihrer besten Freundin?“

„Deshalb. Nach den Ferien kehrte ich nach Berlin zurück, wohin Fanny mir bald folgte, da sie der launenhaften Behandlung seitens ihrer Herrin müde war und eine inzwischen fällig gewordene Leibrente sie in den Stand setzte, sich eine anständige Selbstständigkeit zu begründen. Wir kamen jedoch überein, daß ich sie nie in ihrer Wohnung besuchen sollte; erstens sträubte sich ihr Stolz dagegen, als einzelstehendes Mädchen den Besuch eines Geliebten zu empfangen, und zweitens befürchteten wir auch, unser Verhältnis dann bald bekannt und meinem Vater verraten zu sehen.“

„Aber Sie wechselten häufig Briefe?“

„Ja.“

„Die Fräulein Mäder später verbrannte?“

„Entschuldigen Sie, ich komme gleich darauf,“ fuhr der Referendar in etwas ruhigerem Tone fort. „Wir wechselten Briefe und trafen uns dann und wann zu gemeinschaftlichen Spaziergängen.“

„Nachmittags gegen fünf Uhr?“

„Auch manchmal früher und später, wie es gerade mit der Zeit paßte. Wir fuhren dann zusammen

nach Halensee oder einem andern Ausflugsorte, um in Ruhe ein paar Stunden zusammen zu verbringen und zu verplaudern.“

„Das war wohl auch an dem Abend der That, wo Doktor Ohloff verschwand?“

Bruno schüttelte düster den Kopf. „Wenn es der Fall gewesen wäre, so wäre die arme Fanny nie das Opfer jener jugendlichen Unbesonnenheit geworden, die sie längst und bitter bereut hat. Sie hätte dann keine Ursache gehabt, aus ihrem Aufenthalt an jenem Abend und um die fragliche Stunde ein Geheimnis zu machen. Sie hätte ihr Alibi nachgewiesen, und ihre Verhaftung hätte nicht stattgefunden. Das Unglück verurteilte uns zu einem andern Schicksal. Ich hatte gerade von meinem Vater ein Schreiben erhalten, worin er mich aufforderte, nach Jöhren zu kommen, um die Bekanntschaft einer adeligen und sehr reichen Cousine zu machen, deren Hand und Geld er mir fürsorglich zugedacht. Um ihn nicht zu erzürnen oder zu kränken, beschloß ich zu fahren, meine Abreise setzte ich auf Dienstag den dritten Dezember morgens fest. Am Abend vorher verabredete ich mit Fanny noch eine Zusammenkunft. Sie teilte mir mit, sie müsse mich unbedingt vorher noch einmal sprechen. Wir trafen uns um sechs Uhr an dem verabredeten Orte und promenierten langsam die weniger belebten Straßen auf und ab. Die Witterung war freilich abscheulich, aber Verliebte bekümmern sich darum wenig. Fanny wünschte nicht, daß ich nach Jöhren ginge. In ihrem Herzen regte sich Eifersucht. ‚Fanny,‘ warf ich ihr vor, ‚du hast kein Vertrauen zu mir, habe ich das um dich verdient? — Ich habe Vertrauen zu dir,‘ antwortete sie, ‚aber ich halte es für unnötig, der Einleitung einer Sache zuzustimmen, die man ohnedies abzulehnen entschlossen ist.‘ Ich versicherte ihr, daß meine Cousine durchaus nicht die Person sei, die meine Liebe zu gewinnen vermöge. Sie entgegnete, sie sei von meiner Treue fest überzeugt. So wechselten wir Rede und Gegentrede noch länger — ich will Sie damit nicht aufhalten, kurz, ich merkte doch, daß sie nicht ganz ohne Mißtrauen war, und erbot mich, um ihrem Widerstand die Grundlage zu entziehen, ihr das Bild der fraglichen Cousine zu zeigen. Damit war sie einverstanden. Wir promenierten, wie schon öfter, auf der Gartenseite dieser Villa auf und ab, die mit der — Straße parallel laufende Straße ist nämlich sehr einsam. Einen Schlüssel zum Gartenpförtchen führte ich bei mir. Ich will das Bild holen. Fanny,‘ sagte ich, ‚ich bin im Nu wieder zurück; auf der Straße kannst du aber nicht stehen bleiben, komm einen Augenblick mit herein und erwarte mich an dem kleinen Pavillon.“

„Derselbe, der dicht an die Mauer stößt?“

„Derselbe. Zu meiner Ueberraschung fand ich die Thür, als ich sie aufzuschließen versuchte, bereits offen und nur einfach durch die Klinke gehalten. Ich sage: zu meiner Ueberraschung, denn während der Wintermonate wurde, wie in den meisten Häusern, der Garten fast gar nicht benutzt, selten daß einmal jemand durchging oder gar die hintere Pforte zum Ausgang wählte. Ohne indes etwas Böses zu ahnen, drückte ich hinter uns die Klinke wieder ins Schloß und trat mit Fanny hinter den Pavillon. ‚Warte hier,‘ sagte ich — da hörten wir plötzlich von außen Schritte und vernahmen gleich darauf das leise Knarren der Mauerthür. Stumm hielten wir uns hinter dem Gebäude, wir sahen, ohne gesehen zu werden. Die Ankömmlinge waren zwei Männer, die zwei Schatten gleich auf der andern Seite des Gartenhäuschens vorüberstritten. Ich wußte nicht, daß Sie einen so großen Garten hatten,‘ sagte der eine. — ‚Er ist mehr parkartig angelegt,‘ versetzte der andre, dessen Stimme gedämpfter klang. Ich hielt Fannys Hand —, als der erste der beiden Männer sprach, fühlte ich sie in der meinen erbeben. Das war Doktor Ohloff,‘ flüsterte sie mir leise zu. Und der andre ist mein Bruder,‘ gab ich eben so vorsichtig zurück — da — die beiden Männer mochten etwa bis in die Mitte des Gartens gelangt sein, vernahmen wir plötzlich einen erstikten Schrei und gleich darauf einen dumpfen Schlag wie von dem Fall eines schweren Körpers. ‚Was — was ist das?‘ fragte Fanny beunruhigt. ‚Warte einen Augenblick, ich will nachsehen,‘ mit diesen Worten lief ich, in der Vorahnung eines Unglücks, der Stelle zu.“

Bruno von Föhren hielt inne und trocknete sich mit dem Taschentuch den Schweiß von der Stirn.

„Weiter!“ drängte der Assessor, dem die Pause zu lange währte.

Referendar von Föhren fuhr fort: „Mitten auf dem Weg, aber auf einem Platze, der vorn und zu beiden Seiten durch Bäume und Gesträuch und nach hinten durch die hohe Mauer gedeckt war, lag einer der Männer auf dem Boden. Nicht mein Bruder, denn ich erkannte ihn sofort. Er kniete vor dem andern, in seiner Hand blühte ein Messer. Großer, allmächtiger Gott! Mir schoß das Blut sieberglühend nach dem Kopfe, unter mir wandte die Erde. Das war kein Unfall, das war ein Mord! ‚Albert, laß

ab von ihm! — flehte ich halblaut, was hast du gethan? — „Zu spät!“ murmelte er leise, „er ist tot! Was hast du hier zu schaffen?“ flüsterte er mit einer Stimme, trotz ihrer Gedämpftheit wild und drohend. „Mörder, Mordmörder!“ zischte ich ihm verächtlich entgegen. — „Geh nur hin und benutze mich, bereite unserm alten Vater das Vergnügen, seinen ältesten Sohn unter dem Beil des Henkers verbluten und alle Menschen mit Fingern auf ihn deuten zu sehen!“ Er sagte das in fast höhnischer, trohiger Weise. Der Name unsers Vaters legte meiner Zunge Zügel an. Und wenn du entdeckst wirst?“ hauchte ich, mich scheu umsehend. — „Es ist alles bedacht,“ entgegnete er heiseren Tones. — „Du wirst nicht verraten, wer soll mich verraten!“ — „Ich werde es nicht, um unsers alten Vaters willen!“ — „Ich kenne dich und weiß es — geh jetzt, ich habe keinen Augenblick zu verlieren, oder besser, hilf mir den Leichnam...“ — „Behüte mich Gott davor!“ befandete ich mein Entsetzen vor der Zumutung und stoh wie ein zweiter Raim von der Stätte des Verbrechens.

„Entsetzlich!“ unterbrach ihn Robbert erschüttert. „Die Nacht war zu finster, als daß mein Bruder mir mit seinen Blicken bis nach dem Pavillon hin hätte folgen können. Hier stand Fanny in banger Erwartung meiner Rückkehr. Was ist geschehen?“ lispelte sie. „Geh jetzt, Fanny,“ bat ich sie, „morgen schreibe ich dir, du sollst alles erfahren. Nur so viel noch, ich reise nicht nach Jöhren.“ — „Was giebt es, Bruno?“ — „Nicht, leise — keinen Laut, du weißt nicht, was geschehen kann.“ — Ich geleitete sie vorsichtig zur Thür, die ich so geräuschlos öffnete als möglich, ging mit ihr hinaus und zog sie in fiebernder Eile von dem Schauspiel der gräßlichen That hinweg. Noch drang sie weiter in mich, ihr Alles zu erzählen, ich antwortete kaum, mir klapperten die Zähne aufeinander. So schieden wir — ich gewann es nicht über mich, während der Nacht in das verfluchte Haus zurückzukehren, ich blieb unter falschem Namen in einem Hotel.“

Bruno holte tief und schwer Atem. „Am andern Morgen trieb die Angst mich halb gegen meinen Willen in das Haus des Mörders zurück. Ich sah ihn im Geiste schon hundertmal entdeckt, gefangen, verraten. Der Unselige erwartete mich, kam sofort heraus und rief mich in sein Zimmer; um den Dienstmädchen kein Schauspiel zu geben, mußte ich dem Rufe gehorchen. „Wo warst du die Nacht?“ fragte er mit finsternem Gesicht. — „Im Hotel — ich hatte hier keinen ruhigen Augenblick gefunden.“ — Er lachte höhnisch. „Sei unbesorgt wegen der Folgen,“ fügte er hinzu, „ich habe so große Vorsichtsmaßregeln getroffen, daß mir niemand etwas anhaben kann. Gegen mich richtest du kein Verdacht.“ — „Weshalb hast du es gethan?“ — „Weil der Narr mich um meine Erbschaft bringen wollte.“ — „Der Doktor Ohlhoff?“ — „Ja.“ Darauf erzählte er mir, der Arzt habe den Sterbetermin in den nächsten Tagen ändern wollen, daß die Wirkung für ihn der Verlust des Vermögens hätte sein müssen. Ich hörte nur halb auf seine Worte, seine Gesellschaft stökte mir unendlichen Abscheu ein. Ich wandte mich zum Gehen. — „Wohin?“ — „Das Haus sogleich verlassen.“ — Bruno, wenn du das thust, bin ich verloren!“ — Er sprang auf, stellte sich vor mich, verlor seine meine Hand zu fassen. Scheu zog ich sie zurück. — „Du verdienst keine Rücksichten!“ zürnte ich. — „Und unser Vater? Die Ehre unsers Namens?“ — Er packte mich wieder an der schwachen Stelle.

„Nun denn, so will ich mich eine Weile bezwingen und hier im Hause bleiben,“ erklärte ich resigniert. „Aber denke nicht, daß es aus Mitleid mit dir geschieht. Ich verachte dich, Verworfenen, aus Grund meiner Seele! Wenn ich mir die Begünstigung eines so entsetzlichen Verbrechens dadurch, daß ich den mir bekannten Thäter der Gerechtigkeit verschweige, zu schulden kommen lasse, so bestimmt mich einzig und allein das Erbarmen mit dem alten, edlen Manne dazu, dessen Namen wir beide tragen und den du entehrt hast!“

„Und deine eigne Position in der Gesellschaft? Deine Stellung, deine Aussichten?“ versetzte er cynisch. „Ich habe sie nicht mehr seit jener Stunde —, ich nehme meinen Abgang nicht und ziehe mich in eine bescheidene Verborgenheit zurück.“

„Damit entfernte ich mich. Meinem Vater beschrieb ich, daß ich krankheits halber am Kommen verhindert sei. Ich war auch krank — in meinem Innersten verwundet. Während Gist durchlief meine Adern. Ich konnte Fanny an diesem Tage nicht sehen. Mir fehlte der Mut, ihr entgegenzutreten. Abends las ich in den Zeitungen die Nachricht von dem geheimnisvollen Verschwinden des Doktors —, mit welchen Gefühlen, brauche ich nicht zu schildern!“

(Fortsetzung folgt.)

Letzte Rose.

(Bild S. 181.)

Der König rief! Keiner verhört' den Ton — feldmäßig gesattelt trabt die Mlanenschwadron Ueber die Heide zur Nacht; nach des Abendlichts letzten Schimmer über Raine und Hügel flücht, letzten Schimmer um Weg und um Friedhofstein — Und sie trabten weiter, verstummt, feldlein.

Bleibt ein einz'ger zurück auf der ideoen Bahn, hält straff am Zügel den Braunen an, bricht vom Strauch, der über die Mauer sich legt, von letzten Röslein zwei, stumm bewegt; zwei weiße Röslein, beinander geschmiegt, Ob denen der Herbst und der Nachttau liegt.

Zwei Röslein, eng zu einander vereint, Was wohl der Reitermann damit meint? ... Herr Leutnant!“ mahnt eine Stimme Nacht — Die Sporn' in die Weichen ... Gut! Nacht, gut! Nacht!

Längst über der Heide der Glanz verlohnt — Ein Röslein wurd' welk, das andre blutrot.

W.

Einiges vom Bürgerlichen Gesetzbuch.

Von

Rechtsanwalt A. Käppel.

Darlehen. Pfandrecht.

Im Hofe des Huberbauer-Anwesens steht der Bauer im eifrigen Gespräch mit dem Schmied des Dorfes. Es muß eine wichtige Angelegenheit sein, die er mit diesem zu besprechen hat; denn sein Gesicht ist gerötet vor Erregung, und lebhaft gestikuliert er mit den Händen, während er auf den andern einredet.

Der Huberbauer ist in Geldverlegenheit. Seine Schwester hat ihm den Rest ihres Elterngutes, das für sie im Grundbuch eingetragen, gekündigt. Die Kündigungsfrist ist bereits abgelaufen, und nun soll der Bauer zahlen.

Ja — zahlen! Aber womit!? Mit Geld ist es schlecht bestellt beim Huberbauern. Die letzte Ernte ist zwar gut gewesen. Aber was bekommt man denn heutzutage noch für sein Getreide! Es ist bereits Lichtmeß vorüber. Da ist nicht mehr viel vom Ernteerlös im Kasten des Bauern. Er hat sich deshalb an den Schmied gewandt. Der soll ihm aus seiner Verlegenheit helfen. Nur für einige Monate höchstens braucht er das Geld — dann will er es ganz gewiß wieder zurückzahlen.

Der Schmied aber zeigt sich zähe. Er kennt den Bauern als schlechten Zahler und schenkt seinen Beteuerungen kein Glauben.

Ja — ja,“ meint er, „ich glaube dir schon, daß du jetzt wirklich vor hast, mir die dreihundert Mark bald wieder zurückzahlen. Aber wenn dir das eben nicht möglich ist? Was dann? Dann kann ich warten und kann schauen, bis ich wieder zu meinem Geld komm!“ Ja hab's auch nicht so dastehen!“

„Du brauchst es ja doch nicht ohne Sicherheit zu thun,“ entgegnet der Bauer, „ich kann dir ja von meinen Rügen eine zum Pfand geben — die rotschneidige, wenn du willst.“

Dem Schmied scheint das einzuleuchten. Die Kuh ist ihre dreihundert Mark unter Brüdern wert. Wenn er sie als Pfand bekommt, könnte er die Sache schließlich wohl riskieren.

„Na — meinetwegen,“ meint er denn, „wenn es dir ausseht, daß du sie nehmen mußt! Die Kuh nehm' ich aber dann natürlich gleich mit mir.“

„Wie du willst! Du könntest sie freilich auch bei mir stehen lassen. Es könnte dir das eigentlich gleich sein.“

„Ja — ich werd' mich hüten. Daß es mir vielleicht wieder so ginge wie neulich beim Müllers-Toni. Dem hab' ich auch ausgeholfen, und er hat mir seinen Fuchswallach verpfändet. Weil er das Pferd notwendig brauchte, war ich so dumm, es bei ihm stehen zu lassen. Da ist dann ein anderer Gläubiger gekommen und hat den Fuchs durch den Gerichtsvollzieher pfänden lassen. Ich hab' mir das nicht gefallen lassen wollen und bin zu Gericht gegangen. Dort hat es aber geheißen: Warum hast du das Pferd nicht an dich genommen! Nur ein Faustpfand ist gültig. Wenn du das Pfand im Besitz des andern beläßt, so entsteht kein gültiges Pfandrecht, ebenso wie solches wieder aufgehoben wird, wenn das Pfand dem Verpfänder später wieder zurückgegeben wird. Ich hab' also das Nachsehen gehabt. Das soll mir ein zweites Mal nicht wieder passieren!“

So ist es denn der Bauer zufrieden, daß der Schmied die Kuh mit sich nimmt, wogegen er von ihm die dreihundert Mark ausbezahlt erhält.

„Höchstens für einige Monate“ hat der Bauer das Geld haben wollen. Wie wir gesehen haben, hat der andre von vornherein diese Versicherung mit gelindem Zweifel aufgefaßt. Es soll sich bald zeigen, daß er recht gehabt. Es vergehen zwei Monate, es vergehen

drei Monate. Wer nicht zahlt — das ist der Huberbauer.

Da reißt dem Schmied die Geduld.

Er macht sich auf zur Stadt, zum Rechtsanwalt, dem er schon öfter seine Schmerzen anvertraute.

„Was war denn eigentlich bezüglich der Zeit der Rückzahlung ausgemacht?“ fragt ihn dieser, nachdem er seine Erzählung beendet.

„Ausgemacht ist darüber nichts bestimmtes. Es hat nur geheißen: Für einige Monate.“

„Dann müssen Sie erst kündigen. Wenn nämlich für die Rückzahlung eines Darlehens eine Zeit nicht bestimmt ist, so hängt dessen Fälligkeit davon ab, daß es zuvor gekündigt wird. Und zwar beträgt die Kündigungsfrist bei Darlehen von mehr als dreihundert Mark drei Monate, bei Darlehen von geringerem Betrag einen Monat.“

„Da wär' es vielleicht dann das beste, ich halt' mich gleich an das Pfand. Zahlen kann der Bauer doch nicht. Wozu soll ich da erst noch lang kündigen?“

„Da sind Sie im Irrtum. Befriedigung aus dem Pfand können Sie sich erst dann verschaffen, wenn Ihre Forderung fällig ist. Gerade deshalb müssen Sie, wie gesagt, erst kündigen, damit eben das Darlehen zur Rückzahlung fällig wird und damit Sie zum Verkauf des Pfandes schreiten könnten.“

„So kann ich also dann die Kuh einfach verkaufen?“

„Ja — das heißt, Sie können sie durch den Gerichtsvollzieher öffentlich versteigern lassen. Zuvor müssen Sie dies jedoch Ihrem Schuldner androhen. Nach Ablauf eines Monats nach geschehener Androhung kann dann die Versteigerung stattfinden. Dabei muß dieselbe jedoch vorher öffentlich bekannt gemacht und muß außerdem der Eigentümer oder ein Vertreter, dem Rechte an dem Pfand zustehen sollten, von Zeit und Ort der Versteigerung besonders benachrichtigt werden.“

„Das ist aber eine umständliche und langwierige Geschichte.“

„Wenn Ihnen das zu lange dauert, so steht Ihnen auch noch ein andrer Weg offen. Sie können nach Ablauf der Kündigungsfrist auf Rückzahlung des Darlehens Klage stellen und ein Urteil erwirken. Das ließe sich, nachdem es sich in diesem Falle um eine einseitige Sache handelt, um die auf eine Anzahl von Wochen bewerkstelligen. Im Grunde des Urteils können Sie dann die Kuh durch den Gerichtsvollzieher pfänden und dann versteigern lassen, wobei jene Vorschriften wegfallen werden.“

„Vor dieser Weise würden aber Kosten entstehen.“

„Allerdings! Wenn Sie glauben, daß diese bei den schlechten Vermögensverhältnissen Ihres Schuldners an Ihnen hängen bleiben würden, so ist es natürlich geratener, die Sache ohne Prozeß abzumachen und lieber den andern Weg zu wählen.“

Auch der Schmied ist dieser Meinung.

„Eins noch, Herr Doktor: Ich möchte natürlich nicht, daß die Kuh bei der Versteigerung etwa um ein Geringes verschleudert wird. Für den Fall, daß für sie zu wenig geboten werden sollte, könnte ich sie da nicht selbst einsteigern?“

„Gewiß! Das dürfen Sie. Sowohl der Pfandgläubiger als der Eigentümer des Pfandes können bei der Versteigerung mitbieten. Dabei muß ich Sie nur darauf aufmerksam machen, daß Sie von dem Verkauf des Pfandes und von dessen Ergebnis Ihren Schuldner unverzüglich benachrichtigen müssen — ganz gleich, ob die Kuh von Ihnen selbst oder von einem andern eingesteigert wird.“

„Und wie ist es eigentlich mit den Zinsen? Wegen dieser kann ich mich doch auch gleich an mein Pfand halten?“

„Wenn Zinsen ausbedungen worden sind, allerdings.“

„Nun, ausgemacht sind eigentlich keine worden.“

„Dann können Sie auch keine verlangen. Zinsen können nur, wenn sie ausdrücklich ausbedungen worden sind, beansprucht werden.“

„Na — das wäre auch das wenigste. Hätte ich nur erst mein Geld wieder!“

Leider soll dieser Wunsch nicht so bald in Erfüllung gehen.

Es mögen etwa zwei oder drei Monate verstrichen sein, als sich der Schmied wiederum bei dem Rechtsanwalt findet — diesmal in großer Aufregung.

„Denken Sie sich nur, Herr Doktor, was mir passiert ist!“ beginnt er. „Sie erinnern sich doch meiner Sache mit dem Huberbauern? Habe ich ihm da also, wie Sie mir geraten haben, das Darlehen gekündigt. Natürlich hat er nicht zahlen können. Ich hab' ihm dann den Verkauf der verpfändeten Kuh angedroht, und vor vierzehn Tagen hat die Versteigerung stattgefunden. Da zu wenig geboten wurde, habe ich die Kuh selbst eingesteigert. Soweit wäre also alles gut gewesen. Nun stellt sich aber heraus, daß die Kuh dem Huberbauern gar nicht gehört hat, sondern einem Better von ihm, der sie ihm vorm Jahr geliehen hat, weil ihm damals gerade von seinem Vieh mehrere

Stücke versteigert worden waren. Und nun kommt der andre und will sein Eigentum wiederhaben. Was sagen Sie dazu?"

"Nun, da kann ich Sie sofort trösten. Das ist nicht so schlimm, als es aussieht. Durch die rechtmäßige Versteigerung eines Pfandes erlangt derjenige, der es erwirbt, das Eigentum daran, wie wenn er die Sache von dem bisherigen, wirklichen Eigentümer erworben hätte. Dies gilt auch dann, wenn dem Pfandgläubiger der Zuschlag erteilt ist. Auch andre Pfandrechte, die etwa noch an der Sache bestehen, erlöschen in solchem Falle, sogar wenn sie dem Erwerber bekannt sind. Sie brauchen also die Kuh nicht herauszugeben."

Der Schmied kratzt sich verlegen hinter den Ohren.

"Ja, wenn die Sache nur nicht noch einen andern Haken hätte!"

"Und das wäre?"

"Ich hab' nämlich dummerweise vergessen, den Huberbauern von der Versteigerung vorher zu benachrichtigen. Darauf stützt sich nun sein Vetter, indem er behauptet, der Pfandverkauf sei gar nicht rechtmäßig erfolgt."

"Ja — das ist nun freilich etwas andres. Wie konnten Sie so ungeschickt sein! Ich habe Sie doch neulich auf die Notwendigkeit dieser Benachrichtigung eigens aufmerksam gemacht. Jetzt haben Sie es sich selbst zuzuschreiben, wenn Sie die Kuh nun doch wieder herausgeben müssen. Ist nämlich den Erfordernissen nicht genügt, von denen die Rechtmäßigkeit des Pfandverkaufes abhängt — zum Beispiel wenn die Forderung noch nicht fällig ist, oder wenn jene Benachrichtigung unterblieben ist —, so ist eben die Veräußerung des Pfandes eine nicht rechtmäßige. In solchem Falle wird durch den Einsteigerer nur dann Eigentum erworben, wenn er von jenem Mangel nicht gewußt hat und nichts hat wissen können. Ist ihm aber bekannt, daß eine der gesetzlichen Voraussetzungen nicht erfüllt ist, oder ist ihm dies nur infolge grober Fahrlässigkeit unbekannt geblieben, so erwirbt er das Eigentum an der eingesteigerten Pfandsache nicht und muß er sie wieder herausgeben."

"Aber hätte es denn eigentlich etwas genützt, wenn ich wirklich den Huberbauern von der Versteigerung benachrichtigt hätte? Sie sagten doch damals, wenn ich mich recht erinnere, daß die Benachrichtigung an den Eigentümer der Pfandsache zu erfolgen habe. Ich habe aber ja den wahren Eigentümer gar nicht gekannt, hätte also diesen gar nicht benachrichtigen können, sondern eben immer nur den, den ich dafür gehalten habe."

"Das hätte nichts geschadet. Hier hat das Gesetz schon Vorsorge getroffen. Zum Schutze des Pfandgläubigers bestimmt es nämlich, daß hinsichtlich des Pfandverkaufes der Verpfänder stets auch als der Eigentümer zu gelten hat, es sei denn, daß der Pfandgläubiger wüßte, daß jener nicht der wirkliche Eigentümer ist. Hätten Sie also die Benachrichtigung nur an Ihren Schuldner gerichtet! Dann wäre alles in Ordnung gewesen."

"Wie wäre es nun aber, wenn nicht ich, sondern ein anderer die Kuh eingesteigert hätte?"

"Wenn der Betreffende von der Sachlage nichts gewußt hätte und auch nichts wissen hätte können, so wäre er Eigentümer der Kuh geworden, und könnte sie von ihm nun nicht herausverlangt werden. In solchem Fall erwirbt der Einsteigerer das Eigentum an der Pfandsache sogar dann, wenn dieselbe etwa dem ursprünglichen Eigentümer gestohlen oder verloren oder sonstwie abhanden gekommen sein sollte. Was allerdings die Versteigerungserlöse anlangt, so hätten Sie hieran doch wieder kein Eigentum erworben, sondern höchstens wieder ein Pfandrecht, und wären auf alle Fälle zum Ersatz des dem Eigentümer durch die unrechtmäßige Veräußerung entstandenen Schadens verpflichtet gewesen. Dabei nehme ich an, daß bei der Versteigerung selbst die vom Gesetz vorgeschriebenen

Formen der öffentlichen Versteigerung gewahrt worden sind. Ist nämlich dieses nicht der Fall, so erwirbt der Ersteher der Pfandsache kein Eigentum an derselben, selbst wenn er sich im guten Glauben befand."

"Ja, ja," meint der Schmied nach einigem Nachdenken, "ich sehe schon: es wird mir nichts andres übrig bleiben, als die Kuh herauszugeben."

"Ich muß Ihnen wenigstens entschieden dazu raten. Sie bereiten sich sonst nur Unannehmlichkeiten. Dagegen würde ich jetzt an Ihrer Stelle schleunigst mit Klage



Ernst Arnold.

gegen Ihren Schuldner vorgehen und ein Urteil erwirken, damit Sie dann bei ihm pfänden lassen können."

"Das werd' ich thun. Zu holen ist freilich gegenwärtig nichts. Es ist ohnehin in der letzten Zeit schon alles gepfändet worden, und das Anwesen selbst ist auch längst überschuldet."

"Nun — dann müssen Sie eben bis zur nächsten Ernte warten. Dann wird sich, denke ich, doch wohl Gelegenheit für Sie ergeben, zu Ihrem Guthaben zu kommen."

Und der Schmied beschließt — wohl oder übel — zu warten.

Wollen wir hoffen, daß die Ernte reich gesegnet sein wird — im Interesse des Huberbauern und im Interesse seiner Gläubiger!

des stattlichen, rings von Waldbergen umgebenen Sees dem überraschten Auge entsalten. Eine Vorstellung der bevorzugten Lage von Greiz gewährt unser Bild dem Beschauer.

Eine neue Zierde der Stadt bildet das erst vor kurzem eröffnete Ernst und Lina Arnold-Stift. Auf beherrschender Höhe gelegen, ist es architektonisch durchaus gelungen. Sein Zweck ist nach der Stiftungsurkunde, hundert alten Leuten bequeme Wohnung zu bieten; zur Aufnahme kommen in Betracht erwerbsunfähige alte Einwohner von Greiz von unbescholtenem Ruf, insbesondere Angehörige der Familie Arnold und Arbeiter der Firma. Das Stiftungskapital betrug eine Million Mark.

Der hochherzige Stifter Ernst Arnold, gestorben am 28. Januar 1893, der 1861 im Alter von zwanzig Jahren in die väterliche Firma eintrat, hat es verstanden — später im Verein mit seinen beiden Brüdern Paul und Hermann, den jetzigen Alleininhabern der Firma Friedrich Arnold —, durch rastlose, unermüdete Arbeit, außerordentliche Umsicht und Geschäftstüchtigkeit, wie durch festes, zielbewusstes Handeln der Firma einen Weltruf zu verschaffen. Aber nicht nur für sein Haus hat er Großes geleistet, er hat, wie allgemein bekannt, für die ganze dortige Volkswirtschaft bahnbrechend gewirkt.

Von befreundeter Seite wurde Arnold folgender Nachruf gewidmet:

Gleich einem Landmann, der bei Sonnenglut,
An bitterkalten Tagen, Haß und Gut
Zu mehren, emsig schafft,
So hast auch du mit Müß' und jäh'rer Kraft
Gesät, und voller Wogen
Hat dir die reife Frucht ins Haus getragen!

Doch nicht an dich hast du dabei gedacht,
Des Lebens Freuden, du hast sie verlast;
Dein Herz war gut, und offen stets die Hand,
Wo sich die Würde mit der Not verband!

Das Herz steht still — doch von des Stiftes Höhn
Zu deinem Grabe Maienlüste wehn
Den Dank der Müden, so der Sorge Nacht
Dein hoher Sinn zum hellen Tag gemacht!

(J. Eisehardt.)

Das ganze Gebäude ist im Stile deutscher Frührenaissance gehalten, die ja bekanntlich die Baukunst mit einem frischen Lebenshauch befeelte und in einer bewegteren Gliederung die Formen der antiken Kunst mit Geist und Geschmack erfüllte. Das Arnold-Stift ist ein neues, stolzes Bauwerk dieser Kunstperiode, das in äußerst glücklicher Weise die Kreuzgewölbestruktur mit verwendet. Es ist in Ziegelrohbau mit reicher Sandsteingarnierung gehalten und bietet in seiner reinen, kräftigen Stilart ein eignes, ebenso anziehendes wie imposantes Gesamtbild dar. Die gediegene Ausstattung des Innern ist dem Äußeren vollkommen würdig.

Der Klaps.

Von

F. Wolfhabe.

Sind Briefe da für den Rechtsanwalt Doktor Friedrich Müller aus Leipzig?"

Der Postbeamte hinter dem Fenster warf einen schnellen, prüfenden Blick auf den Frager, einen älteren, gutgekleideten Herrn, griff dann hinter sich in ein Fach, dem er einen Stoß Briefschaften entnahm, die er mit geübten Fingern durchsuchte.

"Hier," sagte er, "Rechtsanwalt F. Müller aus Leipzig; ein Brief."

Der Herr nahm ihn, wand sich durch das Gedränge am Schalter und trat ins Freie.

"Von Marie," sagte er vor sich hin, zerriß hastig den Umschlag und begann zu lesen. "Donnerwetter!" entfuhr es ihm plötzlich, denn jählings fühlte er sich derb angepöckelt und

zurückgerissen; unmittelbar vor ihm, hart am Fußsteig, den Müller im Begriff gewesen war, zu verlassen, sauste ein Radfahrer vorüber. "Uffgepaßt, Männchen!" rief jemand neben dem Rechtsanwalt. "Man immer feste die Nojen uffelnöppt uff'n Potsdamerplak!"

Der wütende Ausbruch in Müllers Gesicht verwandelte sich in ein Lächeln. Er drückte dem sorglichen Straßenseher einen Nicken in die Hand und suchte und fand im nahen Café Josty einen leidlich ruhigen, rüdengeschützten Plak, auf dem das Lesen nicht mehr mit Lebensgefahr verknüpft sein würde. Also wirklich!



Arnold-Stift in Greiz.

Greiz und das Arnold-Stift.

Weltbekannt ist die Bedeutung von Greiz als Fabrikort, aber wie viele, besonders Süddeutsche, wissen aus eigener Anschauung oder Erzählung, daß Greiz eine der schönstegelegenen Städte Deutschlands ist? Sicher nur eine recht geringe Zahl. Nicht nur daß Greiz an keiner Modereiselinie liegt, selbst der Vorüberfahrende hat keine Ahnung davon, daß die sich vom Coupéfenster bietende Aussicht auf die Stadt, wie auch bei Karlsbad, kaum etwas jener landschaftlichen Reize gewährt, die sich bei einem Gang durch die Stadt, über das alte Schloß hinaus und längs



Ansicht von Greiz.

Ansicht von Greiz, Greiz, Greiz, Greiz.

Marianne, seine ruhige, kluge, ernsthafte Nichte und Pflegetochter Marianne hatte sich verlobt! Der Adonis, dem es gelungen war, ihr in den vier Wochen den verständigen Kopf zu verkehren, war Herr Heinrich Wiesmann, Apotheker in Chemnitz, und entstammte einer reichen, altangesehenen Familie. Herr Wiesmann würde demnächst nach Leipzig kommen, um des Vormundes Einwilligung zu erbitten. Müller hatte sich von der Ueberraschung schon erholt und begann nun, über die Konsequenzen dieses Ereignisses nachzudenken. Doktor Müller war Junggeselle; seine Schwester Marie führte ihm die Wirtschaft und vertrat seit langen Jahren Mutterstelle an der früh verwaisenen Marianne. Während der Vormund in diesem Sommer seine Ferien auf Nügen verbrachte, hatte Marianne den Verlobten kennen gelernt; heute, am Abend des letzten Ferientages, erreichte den Heimkehrenden die Nachricht von dieser Verlobung. Es dämmerte schon, als Müller endlich den Brief einsteckte; er verließ das Café und ging langsam die Leipzigerstraße herunter, um seinen alten Freund, den Buchhändler Meerhold, aus dessen Geschäftsflokal abzuholen. Wenige Minuten vor acht Uhr betrat er die Buchhandlung. Meerhold kam ihm entgegen; er sah abgepannt und ärgerlich aus.

„Seh dich, lieber Müller; du mußt noch ein wenig Geduld haben. Bis acht Uhr bin ich hier angebunden wie ein Kettenhund. Ich habe nämlich den Klasing wegen eines Familienfestes — die Familie besteht wozüglich nur aus 'ner sogenannten Cousine — beurlauben müssen. Müßig? Ja, ich war wieder mal dumm genug dazu. Nun habe ich bloß den Schimpfe da, unter uns: ein Schaf, das man seinen Augenblick allein lassen darf. Und — weiß Gott — ich hab's heute gründlich satt! Diese Bruthiße! Diese staubige Bücherluft einschlucken zu müssen den ganzen Tag über...“

In diesem Augenblick begann die Wanduhr zu schlagen. „Schimpfe!“ schrie der Buchhändler wie elektrifiziert dem Vehriling zu. „Lassen Sie die Läden 'runter! — Na, Müller! Endlich! Ausgelitten hast du, ausgerungen! Schimpfe, den Laden über der Thür lassen Sie nicht ganz 'runter! Reel! So hoch doch nicht! Etwa meterhoch vom Boden — so! Und die Thür dahinter kann aufbleiben, damit noch Luft reinkommt, so lange Sie hier aufräumen. Und ordentlich zuschließen nachher! — Na, Müller, wohin gehen wir? Ausstellung? Ja?“

Er griff nach Hut und Stod. Da klapperte es am Thürladen. Eine schmale Männerhand hob ihn in die Höhe, ein Mensch kroch gewandt darunter hindurch, und vor den verblüfften Anwesenden stand ein langer, schlanker, blonder Mann in elegantem grauem Sommeranzug. Er lästete den Hut, so daß der Lichtschein voll auf sein intelligentes Gesicht mit den hellen Augen fiel; um die feingekürzten Lippen, welche ein blondes, heraufgedrehtes Bärtchen nicht verdeckte, schwebte ein vergnügtes Lächeln. Mit großer Liebenswürdigkeit sagte er zu Meerhold: „Guten Abend! Sind Sie schon fort oder sind Sie noch da?“

Meerhold hatte Sinn für Situationskomik. „Guten Abend!“ erwiderte er. „Ich bin schon fort.“ „O.“ machte der andre bedauernd. „Wie schade! Das Licht hinter dem halbgeschlossenen Laden hatte mir Hoffnung gemacht...“

„Das Licht soll Sie nicht getäuscht haben. — Schimpfe! Bedienen Sie den Herrn!“

„Sie wünschen?“ fragte der Vehriling. Der Fremde betrachtete das Duzendgesicht Schimpfes.

„Ich möchte einen Band Platon haben aus der Reclam-Bibliothek, den Gorgias.“

„Platon? Bedenke sehr. Die Sachen haben wir gestern alle verkauft.“

„Wirklich? Das wundert mich; der gute Platon ist doch sonst nicht so vergriffen. Wissen Sie, mein Vester, wie wär's, wenn Sie noch mal nachgraben wollten?“

„Schimpfe.“ sagte Meerhold, der es doch nicht hatte über sich gewinnen können, wegzugehen. „Es kann doch nicht alles fort sein! Da rechts oben auf dem Regal...“

„Ja, aber gestern die Schüler...“

„Geben Sie mal die Leiter her.“

„Es thut mir unendlich leid, daß Sie sich noch selber bemühen sollen.“ sagte der Eindringling. „In dessen, ich hatte wirklich nicht geglaubt, daß die Läden so früh geschlossen würden.“

„Früh!“ entsetzte sich Meerhold auf seiner Leiter. „Früh! Das nennen Sie früh! Mein Vester, wir sind doch auch Menschen!“

Der Fremde sprach mit großem Ernste: „Ich würde mir niemals erlaubt haben, daran zu zweifeln.“

Meerhold drehte sich hastig um, doch die ernsthafte Miene des Fremden, hinter welcher der Schalk hervorlugte, entwarf ihn. Er stieg herunter, einen kleinen Stoß Bücher unter dem Arm.

„Ich habe doch noch ein paar Bände gefunden,

wollen sehen, ob Sie Glück haben: Apologie, Gastmahl — noch mal Gastmahl — ah, hier! Gorgias!“

Der andre nahm das Heft entgegen: „Das freut mich sehr. Was bin ich schuldig?“

„Zwanzig Pfennige.“ sagte Meerhold.

„Ach, und um eine solche Kleinigkeit habe ich Sie aufgehalten!“

„Bitte, bitte, das gehört zum Geschäft.“

„Nein, ich bin ganz zerknirscht, Sie durch mein Kommen gestört zu haben! Aber ich gebe Ihnen als Fremder die tröstliche Versicherung: Es wird so bald nicht wieder geschehen.“

Sprach's, duckte sich mit vergnügter Miene grüßend unter den Thürladen und war verschwunden.

„Infamer Kerl!“ rief Meerhold. „Wenn es wenigstens ein Berliner gewesen wäre! Er sah nicht aus, als wäre er gewöhnt an Zwanzigpfennigbändchen.“

Der Rechtsanwalt lachte. „Mir gefiel der Junge! Aber nun komm, Meerhold; es ist wahrhaftig schon zwanzig Minuten nach acht Uhr. Du hast recht: Wir sind auch Menschen!“

Als der Rechtsanwalt gegen Mitternacht heimkam, war es auf den Gängen des Hotels schon still geworden. Er entkleidete sich hastig, denn er war recht schaffens müde. Indem er vom Bett aus das elektrische Licht abknippte, fiel ihm ein Vers aus seinem Lieblings B. Busch ein: „Nun sei willkommen, lieber Schlaf! Ich bin zufrieden, weil ich brav.“ Mit einem Wackeln sank er in die Kissen; seine Gedanken begannen sich zu verwirren, er dämmerte ein. Da! Ein quietschender Ton wie von einem schlecht geölten Thürräder. Müller fuhr in die Höhe. Alles still. Da — horch: ein Geräusch, wie wenn einer nebenan auf weichen Sohlen umherklicke. Nun klorrte die Balkonthür, und Müller hörte deutlich, wie sein Nachbar den Schlüssel umdrehte.

„Zweimal Balkonthür!“ sagte halblaut sein Nachbar. Ein paar Schritte, erneutes Schlüsseldrehen. „Korridorthür Nr. 2.“ Wieder ein paar Schritte. „Kleiderschrank, 3.“ Nach ein paar Augenbliden: „Sofa, 4.“ Etwas später: „Tisch, 5.“

Pause. —

„Das kann gut werden.“ dachte Müller. „Si verflucht! Will der Kerl sämtliche Möbel numerieren?“ Der Nachbar schien jedoch Besseres vorzuhaben. Er atmete schwer, und es klang, als wenn er einen gewichtigen Gegenstand heranschiebte und vor der Flügelthür, die sein Zimmer mit dem des Rechtsanwalts verband, behutsam niederließ. Als die Last den Boden berührte, erzitterten die Flügel der Thür leicht in ihren Angeln; die Krampen mußten locker sein.

„Auch das noch!“ stöhnte der Nebenmann. Er hantierte noch ein wenig herum, und allmählich wurde es still nebenan.

„Endlich!“ gähnte Müller. Die Augen fielen ihm zu.

Bumbebum! Ein Gepolter beim Nachbar, ein schlecht unterdrückter Schmerzenslaut. Nun knipste es nebenan, und unter der Thür schien es hell hervor.

„Da hört doch alles auf!“ brummte Müller, knipste gleichfalls und griff nach seinen Pantoffeln. Dicht hinter der Thür seufzte es:

„O, ich Narr! — Ich Narr! — Ich Quintessenz von einem Narren!“

Eine Hand tastete an der Thür hinauf.

„O, ich Hanswurst! Ich dreimal Destillierter!“

Bank! Donnernd schlug eine schwere Masse gegen die Verbindungstür, deren Flügel nachgaben und krachend auseinanderfuhren. In Nr. 17 herein stürzte der Nachbar von dem Koffer hernieder, auf welchem er gestanden haben mußte, und mit ihm ein Stuhl, Stöße, Gutschachtel und Reisetasche und, last not least, die Waschküschel. Das Wasser ergoß sich über den Fallenden, und die Schüssel flog, abprallend vom Boden, in Scherben über die Diele.

„Scheußlich!“ murmelte der Liegende; er richtete sich mühsam auf und strich sich, noch halb betäubt vom jähen Sturz, das nasse Haar aus der Stirn.

„Scheußlich!“ wiederholte er, sich immer klarer seiner fatalen Situation bewußt werdend und Müller gewährend, der, jarlastisch lächelnd, die Pantoffeln in der Hand, auf dem Bettrand saß.

„Entschuldigen Sie!“

„O bitte!“ lächelte der Rechtsanwalt.

„Sie sind sehr gütig, mein Herr.“ fuhr der andre fort; seine Verlegenheit schien allmählich einer Art Galgenhumor zu weichen. „Sie lernen mich da von einer netten Seite kennen.“

„Nicht doch!“ rief Müller lebhaft aus. „Mir will scheinen, als hätte ich bereits zuvor Ihre Bekanntschaft gemacht. Oder haben Sie nicht heute abend nach acht Uhr bei Meerhold den Gorgias gekauft für zwanzig Pfennige? — Für zwanzig Reichspfennige?“ wiederholte er, das seidene Nachthemd des Fremden scharf fixierend.

„Glauben Sie das nicht!“ entgegnete dieser eifrig. „Ich verstehe Ihren Tadel, und Sie haben vollkommen

recht! Seidene Hemden und Zwanzigpfennigbücher, das paßt schlecht zusammen. Aber Sie irren sich. Ich bin sogar ein leidenschaftlicher Freund von wertvollen und schön gebundenen Büchern, und für etwas wirklich Gutes ist mir kein Preis zu hoch. Aber ich bin bereits glücklicher Besitzer eines wundervollen Platonexemplars; und so wenig ich Anlage zum Geizhals habe, so sehr sind mir zwecklose Geldausgaben verhaßt. Ich kaufe mir das Bändchen heute nur, um etwas darin nachzuschlagen. Mir fiel bei Gelegenheit heute ein Ausspruch des Kallikles ein, und ich konnte mich auf die Widerlegung des Sokrates nicht besinnen; nämlich die Stelle...“

„Wissen Sie,“ unterbrach Müller den Eifrigen, „so sehr ich Sokrates zu schätzen weiß, augenblicklich wäre mir's doch lieber, zu erfahren, wie Sie zu diesem Hechtprung in mein Zimmer gekommen sind? Daß ich ein gewisses Recht zu dieser Frage habe, geben Sie wohl zu?“

„Gewiß, gewiß!“ pflichtete der Fremde bei. „Aber wie mache ich Ihnen das nur halbwegs verständlich? O, ich Narr...“

„Kennen wir schon; ich Quintessenz von einem Narren, ich Hanswurst, dreimal...“

„Uns Himmels willen! Das haben Sie alles hören können? Na, dann gestatten Sie, daß der Narr auch seinen Namen dazu setzt: Wiesmann, Apotheker aus Chemnitz.“

Wie ein Schlag ins Gesicht traf den Rechtsanwalt dieser Name.

„Mensch!“ schrie er. „Und Sie wollen meine Marianne heiraten?“

Wiesmann begriff.

„Das nenne ich Pech!“ sagte er langsam.

Müller betrachtete Herrn Heinrich Wiesmann. Trotz seines Aufzuges — er war nur mit dem vom Guß aus der Waschküschel auf der ganzen rechten Seite durchweichten Nachthemd angethan, und die nackten Füße steckten in weichen rollebernen Pantoffeln — machte der schlank, wohlgebaute Mann keine lächerliche Figur. Er stand ruhig abwartend da, wie einer, der sich seiner Mängel, aber auch seiner Vorzüge ohne Illusion bewußt ist; um seine Lippen spielte ein schwaches Lächeln der Selbstverflügung.

„Und diesen Menschen liebt meine Marianne!“ dachte Müller. Eine weiche Regung überkam ihn.

„Wissen Sie was, Herr Wiesmann, vor allem ziehen Sie sich das nasse Zeug da vom Leibe und das Notwendigste an. Und dann kommen Sie wieder her und erklären mir das alles. Schlafen kann ich so wie so nun nicht mehr; Ihnen wird's ebenso gehen.“

Der Apotheker nickte: „Ich bin gleich wieder bei Ihnen.“ und sprang gelenkig über den Koffer in Nr. 18 hinein. Nach kurzer Frist kam er wieder mit frisch gebürstetem Haar und in einem leichten Hausanzug. Er näherte sich unbefangen dem Rechtsanwalt, der ihn im Bette liegend erwartet hatte, und setzte sich auf einen Stuhl daneben.

„Ich möchte vorausschicken,“ begann er, „daß meine Familie seit mehr denn hundert Jahren keinen Fall von Verrücktheit aufzuweisen hat, wie unsre Familienchronik bezeugt. Ferner möchte ich bemerken, daß ich selbst seit meines Lebens weder Bäder noch Kaltwasserheilanstalten aufzusuchen nötig gehabt habe, und mich, wenn ich auch kein Herkules an Kraft bin, einer guten Gesundheit erfreue. Ich bin vermögend, und mein Ruf ist tabellos. Dennoch ist etwas faul im Staate Dänemark: Ich habe einen Klaps. Sie sind, außer meiner lieben Mutter, die ich vor zwei Jahren verloren habe, der einzige, der mich von dieser Seite kennen lernt. Mein Klaps besteht darin, daß ich abends nicht einschlafen kann, bevor ich nicht mein Zimmer ein oder mehrere Male auf das peinlichste durchsucht habe; dabei plagt mich der Verdacht, irgend einen Ort übersehen zu haben, so daß ich geneigt bin, immer von vorn anzufangen.“

„Wonach suchen Sie denn?“ fragte Müller. „Nach Menschen? Und alsdann bestände Ihr — Klaps in Furchtsamkeit?“

„Diesen Einwurf, Herr Rechtsanwalt, habe ich erwartet. Aber ich kann Ihnen mit gutem Gewissen versichern — und dessen bin ich von Herzen froh —, ein Feigling bin ich nicht. Aber das sind Worte und keine Beweise. Besser zu meinen Gunsten dürfte eine Medaille an weißem Bande reden, die ich mir verdiente, als ich vor einem Jahre zwei Jungen aus dem Wasser zog, wobei ich selber fast darin geblieben wäre.“

„Ich glaube Ihnen, glaub' Ihnen nur zu gern, mein Vester. Schon um Mariannens willen bin ich glücklich, Gutes über Sie zu erfahren. Aber erklären Sie mir nur...“

„Sofort, Herr Rechtsanwalt: Sie werden dann zugeben, daß die Präliminarien nicht überflüssig waren. Der Gedanke, welcher mich zwingt — denn eine Zwangsvorstellung ist der Klaps —, ist dieser: In der Wehrlosigkeit des Schlafes muß ich auf die Sicherheit, die mir mein Zimmer bietet, bauen können. Die

Wehrlosigkeit des Schlafes, das ist das punctum saliens! Angesichts einer Gefahr, das heißt, dem Feinde gegenüber zu stehen, so Aug' in Auge — o, da bin ich heiter und ruhig, denn ich bin meiner Geistesgegenwart sicher und weiß, daß ich, im schlimmsten Falle, auch versterben würde, mit Anstand zu sterben. Aber im Schlaf! — Wehrlos liegt man dahingestreckt, ein willenloses Opfer jedem Eindringling. Ich bin kein Pessimist, Herr Rechtsanwalt! Aber auch nicht Optimist genug, um in allen Menschen vertrauenswürdige Mitbrüder — und — Schwestern zu sehen. Und Sie werden, zumal nach Ihren Erfahrungen als Jurist, gewiß zugeben, daß die Möglichkeit — nicht die Wahrscheinlichkeit, Herr Rechtsanwalt, nur die Möglichkeit — vorliegt, daß sich jemand, Dieb oder Raubmörder, in mein Zimmer einschließen könnte.

„Diese Möglichkeit will ich gern zugeben, lieber Herr Wiesmann. Aber wenn man sich dergleichen ausmalen wollte, wohin würde man da kommen? Schließlich birgt doch alles, was wir unternehmen, die Möglichkeit einer Gefahr in sich.“

„Herr Rechtsanwalt,“ sagte der junge Mann, „das alles sind Gefahren, die keine Vorsicht ganz abwenden könnte. Die Sicherheit meines Schlafzimmers jedoch, die liegt in meiner Hand, und es ist eine leichte Mühe, sich abends davon zu überzeugen, damit man sich nicht auf Gnade oder Ungnade irgend einem ekelhaften Kerl wehrlos überantwortet.“

„Kleine Mühe?“ fragte Müller ironisch.

„Freilich,“ entgegnete der andre. „Für einen normalen Menschen wäre eine kleine Mühe. Für mich nicht. Darin eben besteht mein Klaps. Sehen Sie, das ist ja die Zwangsvorstellung, die mich plagt, daß ich immer meine, beim Absuchen eine Thür, ein Möbel, eine Ecke vergessen zu haben. Nun bin ich auf die Idee gekommen, die Plätze, die ich nachgesehen habe, zu numerieren. Will mich im Bett ein Zweifel zu neuen Thaten verlocken, so kann ich mir mit Hilfe der Gesamtzahl leicht beweisen, daß nichts vergessen worden ist. Als ich heute endlich glücklich im Bett gelandet war, fällt mir plötzlich ein: das Balkonsfenster steht noch offen! Ich zähle nach. Richtig, das Fenster im Wohnzimmer habe ich vergessen. Fenster hin, Fenster her, sag' ich mir, ich schlafe. Das heißt, ich möchte schlafen, aber es ist mir unmöglich. Eine nervöse Unruhe überkommt mich, gegen die ich vergebens ankämpfe. Ich bin empört über mich selber, ich verpötte mich, ich verachte mich und stehe schließlich doch auf. Dieses fehlende Fenster bedeutet ebenso viel wie eine falsche Zahl in einem Rechenerempel: Ein Fehler verdirbt das Ganze. Im Dunkeln stolpere ich natürlich; ich mache Licht. Da knipst es auch bei Ihnen. Ich schleiche an die Verbindungstür. . . Nun muß ich Ihnen gestehen, daß ich vor die Thür meinen Koffer geschoben hatte. Auf seinen breiten, platten Deckel hatte ich einen Stuhl gestellt und darauf die gefüllte Waschkübel. An die Knöpfe der Stuhllehne hatte ich Reisetasche und Hutschachtel gehängt. Wie ich so vor meinem Nachwerk stehe, plagt mich der Teufel, nachzusehen, ob ich auch wirklich Wasser in die Schüssel gegossen habe. Mich mit der Handfläche gegen die Thür stützend, steige ich auf den Kofferrand. In diesem Augenblick gerät der Koffer auf dem glatten Parkett ins Rutschen, und ich falle mit meiner ganzen Schwere gegen die Thür, welche nachgiebt. Und so wurde mein Rechtsprung geboren, Herr Rechtsanwalt.“

Müller hatte, in seinen Rissen liegend, regungslos und aufmerksam beobachtend zugehört.

„Ich kann mir nicht recht vorstellen, lieber Freund, wie Sie, mit dieser — hm — etwas merkwürdigen Eigenheit behaftet, meine Richte beglücken könnten.“

„Ich versichere Ihnen, verehrter Herr, daß meine Mutter, eine lebenswürdige, hochintelligente Frau, mit meinem Vater in äußerst glücklicher Ehe gelebt hat.“

„Soll ich daraus folgern, daß Ihr Herr Vater auch einen Klaps hatte?“

„Das wollte ich allerdings damit ausdrücken. Ja wohl, Herr Rechtsanwalt, wir Wiesmanns haben alle, mit wenigen Ausnahmen, unsern Klaps. In dem Kopfe eines jeden von uns ist eine kleine Schraube locker, die daher nicht funktionieren kann! Ich meine, daß wir alle, in Betreff irgend einer geringfügigen Sache, an mangelndem Selbstvertrauen leiden. Nicht die großen Entschlüsse sind's, zu denen Selbstvertrauen und Kraft fehlen, nein, über eine lächerliche Kleinigkeit stolpert unser Verstand. Und zumeist erkennt der Klapsgeplagte recht wohl, wie thöricht er handelt, kann sich jedoch, zu seiner Qual, nicht bessern. Die kleine Schraube kann eben nicht funktionieren. Vaters Klapschen nun bestand darin, daß er beim Zubettgehen stets meinte, irgendwo im Hause vergessen zu haben, ein Licht auszulöschen, und dieser Zweifel zwang ihn, wieder und wieder nachzugehen. (Sie sehen, dieser Klaps schlägt in mein Genre.) Aber meine liebe Mutter half meinem Vater darüber hinweg. Wenn sie anstatt seiner alles nachgesehen hatte und dann mit ihrem feinen, etwas schalkhaften Lächeln ins Schlaf-

zimmer trat und sagte: „Martin, nun ist's überall dunkel!“, dann vertraute er ihrem Wort wie der Gläubige dem Evangelium. Für diese kleine Nachsicht ist meine Mutter reichlich entschädigt worden, denn mein Vater war nicht nur ein reichbegabter Mann — ein besserer Grieche war er als ich, Herr Rechtsanwalt, der ich meinen Platon nur mit Mühe im Urtext zu lesen vermag —, sondern er verstand auch, zu beglücken.“

„Und da möchten Sie nun, mein Vester, meine Marianna als Heilmittelchen für Ihren Klaps gebrauchen?“

„Herr Rechtsanwalt,“ sagte der andre mit großem Ernst, „ich liebe Marianna. Wenn ich heiraten wollte, um mir auf diese Art ein Heilmittel zu verschaffen, so hätte ich das längst haben können. Mein Klaps hofiert Sie; aber glauben Sie mir, so ein Klaps hat auch seine guten Seiten!“

„Da wäre ich wirklich neugierig!“ warf Müller ein.

„Sie halten dies nicht für möglich, Herr Rechtsanwalt? Und doch ist dem so. Sie werden verstehen, daß mich mein Klaps zum Nachdenken über dergleichen anregte und zum Beobachten. Die ersten Versuchsanalysen lieferte mir die eigne Familie. Dann begann ich bei Bekannten herumzuspüren, und ich habe manchen Kollegen gefunden. Ich habe konstatiert, daß alle, die sich eines netten, ausgesprochenen Klapses erfreuen, gegen die Allerweltsplattheiten, die in Alltagsköpfen grassieren, als ob sie ansteckend seien, immun sind. Sie haben in ihrem Klapse der Narrheit ihren Tribut abgezahlt; die Natur entschädigt sie dafür, indem sie das übrige Getriebe der Verstandesmaschine um so sicherer arbeiten läßt:

Tröstlich sind mir die normalen Klapse;
Dumme Menschen haben keine Klapse!“

„Das ist ja ein recht niedliches Verschen, mein Lieber. . .“ sagte Müller. „Vor allem jedoch möchte ich jetzt eine Frage an Sie richten: Wollen Sie dies alles Mariannen vorenthalten?“

„Ich habe Sie um Verschwiegenheit bitten wollen, Herr Rechtsanwalt.“

„Ich glaube kaum, daß ich mich werde dazu verstehen können,“ erwiderte Müller etwas erregt. „Offen gestanden, ich verstehe nicht, wie Sie mir das zumuten können. Sind Sie nicht sicher, daß Mariannens Liebe diesen Stoß aushält? Freilich, so ein Klaps — es ist Geschmacksache! Vielleicht gefällt ihr ein „normaler Klaps“ doch besser? Auf jeden Fall müßte ihr die Wahl freistehen, nicht?“

„Dazu dürfte es bereits zu spät sein, Herr Rechtsanwalt, denn Marianna liebt mich. Und Marianna ist nicht nur ein sanftes, kluges, unendlich liebenswertes Weib, sondern auch ein denkender Mensch, der sich der Tragweite seiner Entschlüsse vollkommen bewußt ist. Ihre Offenbarung, Herr Rechtsanwalt, wird Mariannens Reizung nicht erschüttern. Und dennoch — es wäre schade!“

„Um was?“ fragte Müller.

„Um was es schade wäre?“ wiederholte Wiesmann langsam; ein weicher Ausdruck lag auf seinen Zügen.

„Sehen Sie, auf so einer jungen, reinen Liebe zwischen Mann und Weib liegt es wie ein unsagbar zarter Hauch und Duft, hold, leicht zerförbar und unwiederbringlich. Im ersten Rausche des Glücks liegt die Welt verklärt vor den Liebenden; eine große Seligkeit erfüllt sie ganz, und der ärmliche Alltag hat keine Macht über sie. Es ist ein schrankenloses Vertrauen, eine dankbare Hingebung, ein inniges Entzücken zu zweien; eine Frische der Empfindung, eine Glut des Gefühls, wie sie uns Natur nur einmal im Leben vergönnt. Ihre Offenbarung würde wie ein Reif auf junge Saaten fallen; bald erholen die Keime sich wieder und wachsen kräftig empor, aber die erste holde Frische ist dahin. — Es wäre schade darum, Herr Rechtsanwalt.“

Müller schwieg.

„Ich nehme an, Sie hätten Marianna alles gesagt,“ fuhr der andre fort. „Es würde ihre Liebe zu mir nicht erschüttern, wohl aber ihr blindes Vertrauen zu mir, der süße Wahn, auf dem eben dieses Vertrauen beruhte, der Wahn, mich und meine innersten Regungen zu kennen und zu verstehen, eine Illusion, in der alle Liebenden befangen sind, würde Mariannen früh, vor der Zeit zerstört werden. Wie ein Fremder würde ich vor ihr stehen, auf's neue würden ihre Gedanken an mir herumtaften und prüfen. . . Meine Liebe wird den Weg zu ihrem Vertrauen schon finden; dessen bin ich sicher. Aber diese schmerzliche Zeit des Mißtrauens könnte Mariannen erspart bleiben.“

„Lieber Wiesmann, das ist ja alles recht schön und gut. Es handelt sich aber doch nur um eine Galgenfrist. Oder meinen Sie, wenn ich schweige, wird es einen besseren Effekt auf Ihre Frau machen, wenn Sie am Hochzeitsabend auf der Erde herumkriechen, auf dem Koffer balancieren und zählen: „Thür 1, Schrank 2, Sofa 3. . .“

„Gnade!“ rief Wiesmann. „In Gegenwart Mariannens wird von dem Unsinn nichts zu bemerken

sein. Ich kenne mich und meinen Klaps. Die Nähe eines Menschen wirkt ungemein beruhigend auf mich, aber nur so lange, als der andre nichts von meiner Narrheit weiß; denn eben darin besteht sein guter Einfluß auf mich, daß ich die fatale Entdeckung noch zu befürchten habe. Nur die Einsamkeit löst alle Bande frommer Scheu. Ich erinnere mich da einer Ferienreise mit einem Freunde; mir gelang es, mich von der Sicherheit unsers Schlafzimmers zu überzeugen, ohne daß er's merkte; aber ich — merkte was an ihm. Er hatte nämlich selber einen Klaps!“

„Denselben?“ fragte Müller.

„O, mein Herr,“ sagte Wiesmann mit schalkhaftem Pathos, „Sie unterschätzen die Natur; auch sie sagt: variatio delectat und läßt die Klapse wuchern wie die Weiden, ebenso im Verborgenen und ebenso zahlreich, ebenso in allen Größen und Schattierungen. Es giebt kleine Klapse, dumme Angewohnheiten, wie zum Beispiel das Zählen, das man ganz mechanisch vornimmt, von Laternen, Treppenstufen, Pfosten und so weiter, die man passiert; oder das Merken auf alle Zahlen, die einem zu Gesicht kommen, und die man mit einer bestimmten Zahl dividieren muß; oft wird dann noch das Resultat als gutes oder schlechtes Omen gedeutet. Oder man steht unter der Zwangsvorstellung, daß man auf dem Fußsteig niemals auf die Knie, sondern nur auf die Steinplatten treten dürfe und so weiter. Zu den größeren Klapsen gehört meiner, aber er hat doch wenigstens Methode. Zu noch größeren der sinnlose Klaps meines Reisegegnossen, der jeden Gegenstand im Zimmer dreimal ansah, das heißt anfassen mußte, bevor er einschlafen konnte. Dazu gehört Großonkels Klaps, der immer meinte, falsch geschrieben oder falsch gelesen zu haben; er wollte reifen zum Beispiel und suchte und fand den betreffenden Zug im Kursbuch. Dann mußte ein anderer kommen und ihm bestätigen, er hätte richtig gelesen. Ebenso schiedte er nichts Geschriebenes ab, das nicht ein anderer nachgelesen hätte. Und Großonkel war ein ehrenwerter Mann! Er war nämlich Gymnasialprofessor. fand später seinen Ausweg im Diktieren. — Es giebt Menschen, die, allein im Zimmer, stets mit dem Rücken nach der Wand zu sitzen müssen. Sonst beklemmt sie der Gedanke, es stände jemand hinter ihnen. Es giebt. . .“

Der Rechtsanwalt hob abwehrend beide Hände empor: „Herr Wiesmann, nun hören Sie auf! In meinem ganzen Leben habe ich nicht so viele Bekanntschaften mit Narrheiten gemacht als in dieser einen Nacht!“

Wiesmann lachte.

„Das wundert mich nicht. Man spricht nicht gern davon. Der Klaps gehört zu den tragikomischen Dingen, die leicht dem Fluch der Väterlichkeit verfallen. Er schwankt zwischen Scherz und Ernst, zwischen der Komödie des Unsinns und der Tragödie der Geisteskrankheit. Und man sollte doch nicht so schnell bereit sein, den Stein achselzuckend Mitleids auf uns zu werfen; denn, die ewig Mittelmäßigen, die heillos Normalen ausgenommen — wer hätte keinen Klaps?“

Der Rechtsanwalt richtete sich, lebhaft protestierend, im Bett auf:

„Na, erlauben Sie mal. . .“

Da fielen seine Blicke auf das Taschentuch in seiner Hand. Er hatte es während des Zuhörens mechanisch vierfach zusammengelegt und wieder und wieder gefaltet, bis es zu einem spitzen, kurzen Zipfel geworden war. Diesen Zipfel pflegte Müller sich ins Ohr zu stecken, auf das er sich zum Schlafen zu legen gedachte. Es war eine durch nichts gerechtfertigte thörichte Angewohnheit; aber er konnte nicht von ihr lassen. Ohne den Zipfel konnte Müller nicht schlafen.

Angesichts des gefalteten Luches blieb ihm der Protest im Halse stecken; er sah, wie Wiesmann mit listigem Lächeln den fatalen Zipfel fixierte.

Mergerlich lachend warf der Rechtsanwalt das Schnupftuch von sich.

„Schluß der Debatte!“ rief er. „Wir wollen sehen, daß wir noch ein paar Stunden schlafen, damit wir morgen frisch sind. Denn morgen, mein lieber Junge, fahren wir zusammen zu Mariannen!“

Grundsteinlegung des Limes-Museums auf der Saalburg.

(Bild S. 177.)

Pfahlgraben und Heidenmauer nennt der Volksmund die Überreste des sogenannten Limes, der in dem ersten Jahrhundert nach Christus von den Römern gebaute große Mauer vom Mittelrhein zur Donau — 550 Kilometer oder dreißig Tagemärsche lang —, deren Zweck es war, die dahinter liegenden Agri decumates, das heutige Hessen, Baden, Württemberg und Südbayern als römische Provinz vor den Anfällen der freien Germanen zu sichern. Erst seit einigen Jahren ist die Feststellung des Verlaufs dieser Befestigung systematisch in Angriff genommen, durch die Reichs-Limes-Kommission. Eines der besterhaltenen



„Was loben die Heiden, und die Leute reden so vergeblich?“ (H. 2. 1.) Nach dem Gemälde von Ferdinand Bräul.

Ueberbleibsel des Vimes ist die Saalburg oberhalb Homburg v. d. H., zu Römerzeiten eines der zahlreichen Kastelle, die besonders wichtige Stellen der großen Mauer schützten. An der Stelle der Saalburg stand nicht nur ein befestigtes römisches Militärlager, sondern auch eine Zivilniederlassung. Der Gedanke einer Wiederherstellung des alten Römerkastells war ein Lieblingswunsch Kaiser Friedrichs; sein tragisches Geschick verlagte es ihm, die Ausführung zu erleben. Deshalb hat sein Sohn Wilhelm II. am 18. Oktober 1897 bestimmt, daß das Pratorium der Saalburg als bleibende Erinnerung an seinen Vater wieder aufgebaut und in seinen Räumen ein Museum der wichtigsten Vimesfunde eingerichtet werde, das ein Bild römischen Lebens und römischer Kultur am Grenzwall geben soll. Nach den Plänen des Baurates L. Jacobi in Homburg wurde die Arbeit in Angriff genommen.

Am 11. Oktober hat nun Kaiser Wilhelm II. die feierliche Einweihung vorgenommen. Strömender Regen hatte tags vorher die Wege aufgeweicht, aber am Morgen des Festtages lachte eine freundliche Herbstsonne über den Wäldern und Fluren des Taunus, und von nah und fern strömten viele Hunderte der Städte des alten Römerkastells auf dem waldigen Bergesrücken zu. Der Zutritt zum Kastell war natürlich nur den geladenen Gästen und den zahlreichen Mitwirkenden gestattet. Die Porta decumana war mit römischen Kriegern besetzt. Die geladenen Gäste waren im Atrium des Pratoriums versammelt, dessen Mauern schon über Mannshöhe gediehen sind. An der nördlichen Mauer befand sich der Grundstein, der die Stiftungs-urkunde aufnehmen soll. Dahinter war aus Holz das alte Sacellum wieder errichtet, ein viereckiger Tempelbau mit einem mächtigen Adler im Giebel, die Pfeiler mit Weinlaub geschmückt. Im Halbkreis ragen zu beiden Seiten Säulen mit Inschrifttafeln, auf denen die Truppenteile verzeichnet sind, welche die Besatzung der Saalburg bildeten, der Leg. XXII Pr. P. F., der Leg. VIII Aug., der Kohorten der Rhätier und Vindelicier. In dem Halbrund aber befand sich die bürgerliche Bevölkerung des Kastells, um die brennenden Opferaltäre versammelt.

Pünktlich um elf Uhr trat der Kaiser in der Uniform des 1. Garderegiments und die Kaiserin, die schwarz gekleidet war, auf der Unger Chaussee vor dem Saalburgkastell ein. Als sich die Herrschaften zu Fuß nach der Saalburg begaben, schmetterten Fanfaren römischer Tubenbläser vor der die Türme der Porta decumana verbindenden Brücke; die Thore öffneten sich, und die römische Wache trat heraus. Der römische Präfect in glänzender Rüstung (Hoffchauspieler Schreiner von Wiesbaden) trat vor und hielt eine lateinische Ansprache, die mit der Versicherung schloß, daß der Kaiser nirgends treuere Unterthanen finden werde als die Bewohner des Taunusgebiets. Mit Schwert und Lanze schlugen die Krieger auf die Schilde zum Zeichen der Begrüßung, und nun bildete sich ein Zug, wie ihn die alte Römerfeier noch nicht gesehen. Rauchfassschwingende Knaben voran, römische Offiziere und germanische Herzöge hinter ihnen, dann der Kaiser in Grenadieruniform und Generalschäufelstücken, ihm zur Seite die Kaiserin, in ihrem Gefolge Prinz Heinrich von Preußen und Prinz Friedrich Karl von Hessen mit ihren Gemahlinnen, Generale und Minister und zum Schluß wieder Römer und graubärtige Germanen. Römische Adler- und Standartenräger bilden Spalier, und zwischen ihnen streuen Knaben in der Toga dem Kaiserpaar Rosenblätter auf den Weg. Becken und Posaunen ertönen, und ein Männerchor von 210 Sängern stimmt das Salve Imperator von Franz Lachner an, zu dem der Homburger Gymnasialdirektor Schulze einen neuen lateinischen Text gedichtet hat. Der Zug bewegte sich dann durch ein Spalier von römischen Kriegern, die Feldzeichen hielten, und von kräftig geschmückten Knaben, bis vor das provisorisch errichtete Sacellum. Hier stand eine größere Gruppe römischer Feldherren, Priester und Posaunenbläser. Zu beiden Seiten hatte die Festversammlung Platz genommen. Als der Kaiser vor dem Sacellum angekommen war, trat von den Stufen des Tempels ein Priester (Schauspieler Veffler) herab, neigte sich zu dem Kaiser und sprach einen von Major Lauff gedichteten Festgruß. In edler Sprache feiert er den Kaiser, auf dessen Verbe das Pratorium neu erstet, der, am Schwert die Faust, ein Schirmherr ohnegleichen, nun wird ein Mehrer schaffender Kultur. Drum: Ave Caesar! laß den Grundstein legen mit Gott für Ehre, Ruhm und Vaterland! Nach den letzten Worten setzten Fanfaren ein, die Krieger schlugen auf ihre Schilde. Nach dem verlass Dr. von Lucanus die von Theodor Mommsen verfaßte lateinische Urkunde, unmittelbar darauf der Minister Studt die deutsche Urkunde. Der Kaiser unterzeichnete beide Urkunden, dieselben wurden in den Grundstein versenkt und dieser nunmehr mit dem Handwerkszeug, das aus den Ausgrabungen stammt, zugemauert. Der Kaiser ergriff den Hammer und hielt mit lauter Stimme eine Ansprache. Seine Worte machten einen sichtlich Eindruck auf die Hörer, und mancher von ihnen konnte sich nicht enthalten, hörbaren Beifall zu spenden. Dann traten die übrigen Fürstlichkeiten und Würdenträger an den Grundstein und vollzogen ebenfalls, aber schweigend, die drei Hammerschläge.

Während das Kaiserpaar nach Schluß der Feier die Saalburg verließ, stimmten die Sänger die Delphische Hymne an Apollo an aus dem zweiten Jahrhundert vor Christo, die 1893 bei den französischen Ausgrabungen Delphis gefunden, vom Professor Gevaert entziffert und von Schlar für Chor und Orchester bearbeitet wurde. Die Hymne wurde in griechischer Sprache gesungen.

Hierauf lehrten das Kaiserpaar mit den Fürstlichkeiten zu Wagen nach Homburg zurück, von der draußen versammelten Volksmenge mit lauten Hochrufen begrüßt. Den Ehrengästen aber gab die Stadt Homburg in der Saalburgwirtschaft ein festliches Frühstück.

Peter Flott.

Roman

von Felix von Stenglin.

23. Peter schindet Beisen.

Nach einigen Monaten hatte Peter sich in seine neue Thätigkeit gut eingelebt. Mit seinen Räumen kam er zwar noch immer aus, aber er hatte sich in der Person eines Studenten bereits eine Hilfskraft gewonnen. Dieser, der auf Nebenverdienst angewiesen war, schrieb eines Tages seiner Mutter folgendes: „Ein hiesiger Berichterstatter, der eine große Anzahl der bedeutendsten Blätter des In- und Auslandes bedient, hat mich heute aufgesucht und mich zur Mitarbeit an seinem Unternehmen aufgefordert. Ich erhalte zehn Prozent der Bruttoeinnahme. Der Herr meint, ich könne ganz gut auf hundert Mark den Monat kommen.“

Student Willig, ein schmächtiger, bescheidener junger Mann, der sich mit der Theologie befaßte, war nun bereits vierzehn Tage als Bureaugehilfe bei Herrn Peter Flott thätig.

Es war eines Morgens im Herbst. Etwa um neun Uhr öffnete sich die Thür von Peters Wohnzimmer, und er selbst, der Inhaber der Nachrichtenkorrespondenz, trat in Schlafrock und Filzschuhen ein. Sein Gesicht war blässer als sonst, Haar und Bart ein wenig wirr.

Es schien ein Druck auf seinem Gemüt zu liegen. Gedankenvoll schritt er einige Male im Zimmer auf und ab, dann blieb er einen Augenblick stehen, blickte hinauf zu der an der Wand befindlichen Wüste Schillers, die, seiner Meinung nach, dem Raum etwas „Monumentales“ verlieh, und setzte seinen Weg fort. Er hätte, wie er selbst einmal scherzend sagte, Goethe vorgezogen, der ihm „longenialer“ wäre, aber er habe Schiller billig bekommen.

Endlich ging Peter an die Thür, horchte, und als er seine Frau in der Küche herumhantieren hörte, ging er an den Tisch, schloß das Schubfach auf und entnahm ihm eine Anzahl beschriebener Blätter. Es war ein Manuskript mit der Aufschrift „Revolution“. Er begann es durchzulesen, hin und wieder sich unterbrechend und einen aufmerksamen Blick nach der Thür werfend. Machte das der düstere Inhalt des Geschriebenen? — Er sah recht böse aus.

Ja, Peter Flott dichtete immer noch. Da die Zeit der materiellen Unabhängigkeit, der erwartete gewaltige Aufschwung seiner Nachrichtenkorrespondenz so bald nicht kommen wollte, er doch aber nicht länger auf den Wiederbeginn seines Schaffens warten mochte, so hatte er sich eines Tages gesagt, daß er bei frühzeitigem Aufstehen wohl die ersten Arbeitsstunden ohne Schaden den dichterischen Werken widmen könnte. Auf diese Weise vermochte er den nötigen Vorteil aus seiner neuen Thätigkeit zu ziehen und gleichzeitig seinem innersten Triebe Genüge zu thun. Er stand nun zwar nicht früh auf — im Sommer wollte er es sich bestimmt angewöhnen —, dennoch widmete er fast jeden Morgen einige Zeit der Dichtung und entzog diese somit seiner praktischen Thätigkeit. Er hatte das Gefühl, sich und doch schließlich auch der Litteratur dies schuldig zu sein. Nachdem so erst ein Teil seiner Arbeitszeit abgebrochen war, wurde es mit letzterer überhaupt nicht mehr so genau genommen. Daran zwar, täglich eine Korrespondenz für die Zeitungen zu liefern, hielt Peter fest. Aber für das Auffuchen neuen Stoffes opferte er nicht genügend Kraft und Zeit. Er verließ sich hierin meist auf den Zufall und die Berichte anderer.

Jetzt las er also in seinem Manuskripte „Revolution“. Das Revolutionäre hatte ihn festgehalten, seit er seine „Enterbten“ entworfen hatte. Jener Entwurf befriedigte ihn nicht, er hatte ihn mit diesem neuen, größeren Plan verschmolzen. Der Gedanke dazu war ihm gekommen, als er eines Tages auf der Stadtbahn an einem Holzplatz vorüberfuhr, in dessen Mitte ein steinernes Gartenhaus aus dem vorigen Jahrhundert stand. Sofort bevölkerte er in Gedanken das Häuschen mit den Menschen jener Zeit, sah den Garten rings herum neu erstehen und empfand jenes eigenartige Wehmutsgefühl, das uns beim Anblick verfallender Ueberreste früherer Zeiten wohl überkommt. Erst wollte er eine Skizze über diese Empfindungen schreiben, dann baute er sich einen vollständigen Roman auf (wesentlich mit aus dem Grunde, weil er ihm mehr als die Skizze einbringen mußte), und schließlich beschloß er, die ganzen Strömungen zu Ende des vorigen Jahrhunderts in einem Drama „Revolution“ zusammenzufassen. Bei diesem Entschluß sprach die Erwägung mit, daß das Drama seiner innersten Natur am meisten entspreche. Allerdings, der Verdienst war wieder mehr in die Ferne gerückt, aber für den Verdienst sorgte er ja schon durch seine

Nachrichtenkorrespondenz. Dies eine Opfer war doch wohl genug. Wenn er also dichtete, mochte es denn auch gleich etwas sein, das ihn im Innersten befriedigte.

Viel hatte er an dem Stücke zwar noch nicht geschrieben. Die Zeit war jedesmal so kurz, bis Herr Willig zu der gemeinsamen Arbeit kam. Doch wenn das Stück im Winter nicht fertig wurde, so sicher im Sommer. Und dann konnte es in der nächsten Spielzeit immer noch auf die Bühne kommen.

Plötzlich schrak Peter zusammen, schob das Manuskript ins Schubfach, verschloß es und stand auf. Vene trat, zum Ausgehen angekleidet, herein.

„Was ist dir denn?“ fragte sie erstaunt.

„Mir? Was soll mir sein?“

„Du bist ja so erschrocken.“

„Aber absolut nicht.“ Peter strich nervös seinen Bart.

Vene kam ein paar Schritte auf ihn zu und sah ihn mit großen Augen an.

„Peter! Du hast doch nicht wieder gedichtet?“ fragte sie entsetzt.

„Nein,“ sagte Peter. Er hatte ja auch erst dichten wollen. Und danach, ob er an früheren Tagen schon gedichtet habe, hatte sie ja nicht gefragt.

Vene seufzte. „Na, dann leb wohl, Peter. Wenn ich was Interessantes erfahre, schreib' ich es auf.“

„Das thue nur. Hast du Geld, um dir ein Duzend Bleistifte zu kaufen?“

„Ach, Peter, laß doch diese eigentümliche Rede-weise —“

Peter zuckte die Achseln. „Das sind Floskeln. Als Reporter, der täglich etwas schreiben muß, auch wenn er nichts erfährt, hab' ich mir die ausschmückende Sprache so'n bißchen angewöhnt und verwechsle manchmal eintausend mit hunderttausend und Heidelberg mit San Francisco.“

„War denn das zu brauchen, was Mutter gestern schrieb?“

Peter verneinte lächelnd. Er könne nicht mal ein „Gerücht“ daraus machen.

Frau Heflerich hatte nämlich sehr verworren von einem geheimnisvollen Grafen geschrieben, der in der Drehsestraße die Spuren eines verschwundenen Mädchens suche. Manche sagten, sie heiße Kümle, und andre wieder, sie sei eine verkleidete Baronin. Und Brillantknöpfe solle er an den Manschetten gehabt haben. Und ein Empfehlungsschreiben der Königin von England öffne ihm alle Thüren. Am Schluß des Briefes stand, von einer Kreislinie umschlossen: „Entschuldigen Sie das Verwischte. Damit es noch rin- kommt.“

Auch Tante Pappler hatte neulich persönlich eine große Neuigkeit gebracht, die Peter zuerst lebhaft interessierte. Sie machte ihm nämlich eine eingehende und sehr dramatische Schilderung von einem Raub-anfall. Ein Raub-anfall! Das war so ziemlich das Einträglichste, was es gab. Schließlich hatte Peter gefragt, ob sie sich auch für die Thatsachen verbürgen könne, worauf die Pappler zuversichtlich erwiderte: „Na, gewiß doch! Ich hab's ja eben ins Blatt gelesen.“ Nun mußte der enttäuschte Peter ihr erst klar machen, daß bereits bekannte Sachen für ihn gar keinen Wert hätten. Vene hatte die Pappler das übel genommen.

Leichter hatte Peter sich mit Fräulein von Segen-dorf auseinandergesetzt, die wieder aufgetaucht war und eine selbsterlebte ganz neue Geschichte vom Erzengel Gabriel erzählte, der am Abend um zehn Uhr auf der Zinne des Schlosses einhergewandelt sei und aufmerksam die Bauten drüben an der Burgstraße gemustert habe. Diese Erscheinung bedeute eine schwere Heimsuchung für Berlin, das wisse sie genau. Als sie aber hinausgewollt, um für die Stadt Aufschub des Unheils zu erlangen, hätte der Posten sie nicht passieren lassen. Sie meinte, das müsse durchaus in die Zeitung, damit die Leute sich vorbereiten könnten. Vielleicht sei ihnen noch eine Frist gegeben.

Die Augen des Fräuleins waren fest auf Peter gerichtet, während sie diese sonderbare Geschichte erzählte. Er versprach ihr denn auch, sie einsenden zu wollen, und so ging sie beruhigt wieder ihrer Wege.

In letzter Zeit war das Glück, hervorragende Ereignisse zu erleben oder zu erfahren, Peter weit seltener als in den ersten Monaten theilhaftig geworden. Er hatte nachgeholfen, so gut es ging. — Als Student Willig kam, klagte Peter lebhaft über diesen Mangel an Ereignissen. „Das moralische Verhalten der Berliner scheint sich plötzlich gehoben zu haben. Nicht der kleinste Mordanschlag, ja nicht mal ein Einbruch hier in unserm Viertel. Sie als Theologe werden darüber frohlocken, mich bringt es um meinen Verdienst, und ich habe doch auch eine Frau zu ernähren.“

Peter ging an die Kommode, wo er einen Spiritus-brenner in Brand gesetzt hatte. „Das Wasser kocht wenigstens,“ sagte er mit Genugthuung. „Kommen Sie, Herr Willig, holen Sie Ihren Grog.“

Beide brauten sich ihr Getränk und kosteten.

„Zu schwach,“ bemerkte Peter. „Ein richtiger Grog muß so beschaffen sein, daß man nach dem ersten

Schlud die Engel im Himmel pfeifen und nach dem letzten gar nichts mehr hört." Er goß sich noch ein gut Teil Rum dazu und schlürfte dann das Getränk mit Wohlbehagen. „Ah, das belebt! Das schafft Sonne, Lebensfreude!" Peter sang:

Glücklich i-i-ist, wer vergi-i-ist,
Da-a-as nicht mehr zu ändern i-i-ist!

Die Falten auf seiner Stirn glätteten sich. Er sah in das Glas, und allerhand Phantasiebilder mochten vor ihm auftauchen. „Gräßlich muß das gewesen sein in Sibirien, wo den Leuten der Grog auf dem Wege zum Munde zu Eis gefror. Aber sie hatten wenigstens Leberthran... Sagten Sie etwas, Herr Willig?"

„O nein.“

„Ich dachte, Sie glaubten mir nicht. Der Skeptizismus reißt ja immer mehr ein, der Zweifel frißt an den arglosesten Gemütern.“

Herr Willig nickte vor sich hin.

Jeder setzte sich nun an seinen Tisch — Peter hatte zur Vervollständigung seiner Einrichtung noch einen zweiten Tisch alt gekauft — und beide lasen die Zeitung. Während Peter das Hauptblatt vor sich hatte, studierte Willig eine der Beilagen. Die andern Zeitungen las Peter gelegentlich in den Redaktionen oder in einer Konditorei, wo er nachzusehen pflegte, welche Beiträge von ihm benutzt waren.

„Pasteur soll krank sein," sagte Peter. „Das könnten wir eigentlich dementieren. Da haben wir wenigstens etwas. Und so krank, wie er gemacht wird, ist er jedenfalls nicht, das ist ja immer so. Die ausländischen Sachen sind auch feiner." Peter schrieb auf ein Blatt: „Zur Erkrankung Pasteurs. Wie wir aus sicherer Quelle erfahren, ist die Erkrankung Pasteurs nicht gefährlich, in etwa acht Tagen wird der greise Gelehrte seine Thätigkeit wieder aufnehmen können. Doch dürfte ihm von den Ärzten noch für längere Zeit Schonung anempfohlen werden..." Peter sann einen Augenblick nach. „Schade! Mehr läßt sich die Sache nicht ausdehnen. Uebrigens, Herr Willig, merken Sie sich für Ihre journalistische Thätigkeit das Wort „dürfte“. Ich bin überzeugt, das Wort hat ein Journalist erfunden. Es ist damit das große Problem gelöst, zwei entgegengesetzte Meinungen zu vereinigen... Haben Sie denn gar nichts heute, Herr Willig?"

„Leider nichts, Herr Flott. Ich hörte vorhin von einem großen Brande in der Teltowerstraße, und als ich hinfam, war es nichts wie ein unbedeutender Schornsteinbrand.“

„Gemein... Ist Ihnen sonst auf Ihrem Weg durch die Straße nichts aufgefallen?"

Herr Willig sann nach. „Daß ich nicht wüßte.“

„Erlauben Sie, Herr Willig, Sie haben doch immer noch nicht den rechten Blick." Peter nahm einen großen Schlud aus seinem Glase. „Ich brauche nur über die Straße zu gehen, und ich habe an jedem Finger eine Lokalnotiz, wenn ich auch zugeben will, daß die erstklassigen zu den Seltenheiten gehören. Zum Beispiel: Ein Pferd wird aus dem Thorweg geführt und scheut. Wie leicht hätte da ein Unglück passieren können! Nehmen Sie an, es hätte sich losgerissen und wäre in die Kinderchar, die sich dort zur Schule begibt, hineingerannt. Das ist ja gar nicht auszudenken. Das giebt mindestens vierzig Zeilen. Vor einem entsetzlichen Unglück bewahrt wurden auf dem Wege zur Schule... so fängt man an und malt dann die Sache aus. Eine Lokalnotiz muß so beschaffen sein, daß einem beim Lesen der Spitzmarke eine Gänsehaut überkommt, und daß man beim Schluß erleichtert aufatmet.“

„Ja, ja, Herr Flott, wenn nun aber kein Pferd da ist und keine Kinderchar —“

„Es braucht nicht gerade ein Pferd zu sein. Das Leben ist ja so reich. Sie haben gar keine Ahnung, wie reich das Leben ist. Ein Bierwagen fährt im Galopp dahin. Ein harmloser Mensch, wie Sie einer zu sein scheinen, sieht das und weiß nichts damit anzufangen. Anders der geübte Reporter, er beginnt: „Die barbarische Anstalt der Bierfahrer — das ist ein sehr beliebter Anfang — hat abermals ihr Opfer gefordert..."“

„Aber —“

„Ich weiß, was Sie sagen wollen. Wenn kein Opfer da ist, dann macht man sich eins. Prallt zum Beispiel ein Mensch vor dem dahinsausenden Gefährt zurück, so ist er nur mit knapper Not dem Schicksal des Ueberfahrenwerdens entgangen. Zur Not hat man sich selbst zu opfern. Ich werde ohnmächtig. Ein anscheinend den besseren Ständen angehöriger Herr wurde zu Boden geworfen und in leblosem Zustande hinweggetragen. Ich erhole mich im Café. Das kostet dreißig Pfennig für eine Tasse Kaffee und fünf Pfennige Trinkgeld. Der Bruttoertrag aber beträgt fünf bis zehn Mark.“

Herr Willig ging nun auch ins Zeug, er schien vor dieser Beredsamkeit und Sicherheit seine Bedenken zurückgedrängt zu haben.

„Gut, Herr Flott; ich werde also schreiben —“

Doch Peter fiel ihm in die Feder. „Erlauben Sie mal. Haben Sie denn einen solchen Bierwagen fahren sehen?"

„Nein, allerdings —“

„So wollen Sie sich also die ganze Geschichte aus den Fingern saugen?" Peter stand auf und streckte pathetisch die Hand aus. „Verderbter junger Mann! Nein, mein junger Freund, ich berichte nur über Dinge, die wirklich passiert sind.“

Herr Willig war verblüfft. Wie sollte er das nun zusammenreimen?

„Es ist mein Stolz," fuhr Peter fort, „daß meine Berichte nie ganz aus der Luft gegriffen sind, vor allem, wenn der Ort der Handlung Berlin ist. Man muß seine Grundsätze haben. Uebertreibungen gehören zum Handwerk — denken Sie sich, wie langweilig die Zeitungen wären, wenn nichts übertrieben würde —, aber Erdichtungen sind gegen die journalistische Standesehre." Peter ging an die Kommode und braute sich einen zweiten Grog. „Sie auch noch einen, Herr Willig?"

„Ich danke, Herr Flott. Er steigt zu Kopf.“

„Das thut er. Aber er öst die Seele, so daß sie nicht weh thut. Haben Sie denn wenigstens dafür gesorgt, daß Ihr Onkel meiner Unfallversicherung beiträgt?"

„Entschuldigen Sie, Herr Flott, aber —“

„Also nicht!"

„Er meint, er hätte keine Gelegenheit, einen Unfall zu erleiden.“

Peter wandte sich scharf um. „Das ist ja diese grundsätzliche Anschauung, die auf das ernsteste bekämpft werden muß. Ein Dachziegel kann ihn erschlagen, er kann auf dem Asphalt ausrutschen und das Bein brechen, er kann durch verfälschte Butter vergiftet werden..." Peter nahm wieder Platz. „Ach, seien Sie so gut, Herr Willig, und sehen Sie mal in den alten Nummern nach, sie liegen dort auf dem Schrank. Wir müssen etwas aufwärmen.“

Herr Willig nahm einen Haufen Papiere und blätterte darin. „Wie war's mit der neuen Bauordnung?"

„Wann haben wir die gehabt?"

„Vor vierzehn Tagen.“

„Noch zu frisch. Suchen Sie nur weiter, Herr Willig... Wie lange haben wir denn den kleinen König von Spanien nicht gehabt?"

„Das muß schon ziemlich lange her sein.“

„Mindestens vier Wochen. Und er ist damals sehr gut gegangen. Schreiben Sie, Herr Willig. Gerade bei solchen exotischen Sachen geht es besser, wenn ich diktieren.“

Herr Willig setzte sich, nahm die Feder zur Hand und wartete auf die Eingebungen Peters.

Dieser begann nach einer Weile folgendermaßen: „Der Gesundheitszustand des kleinen Königs von Spanien — war er das letzte Mal gut oder schlecht?"

„Schlecht, sehr schlecht sogar.“

„Schön. Also: In dem Gesundheitszustande des kleinen Königs von Spanien ist, wie uns aus hiesigen spanischen Kreisen mitgeteilt wird, eine erfreuliche — nein, streichen Sie das durch — eine überraschende — das ist besser — eine überraschende Wendung zum Besseren eingetreten. Der Husten, von dem Seine Majestät seit längerer Zeit gequält wurde —“

Herr Willig blickte auf. „Husten hatten wir das letzte Mal gar nicht..."

„Ist ja ganz egal, seien Sie doch nicht so kleinlich!... gequält wurde, ist durch die Behandlung des deutschen Leibarztes — deutschen — unterstrichen, damit treffen wir die patriotische Ader —, im wesentlichen als gehoben zu betrachten, so daß der kleine König den größten Teil des Tages außerhalb des Zimmers verbringen kann... verbringen kann. Bei dieser Gelegenheit muß aufs ernstlichste den böswilligen Gerüchten, welche von einer abnorm schwächlichen Konstitution des Königs wissen wollen, entgegengetreten werden. Der König ist zwar ein zartes, aber durchaus nicht schwächliches Kind, dem, wenn nicht unvorhergesehene Ereignisse dazwischentreten, ein langes Leben beschieden sein dürfte.“

„Aber woher wissen Sie denn?...“ warf Herr Willig schüchtern ein.

„Na, das ist doch immer dasselbe. Ich kombiniere eben. Und gegen den Schluß läßt sich doch gar nichts einwenden. Wenn er nicht vorher stirbt, lebt er lange. Kombination ist alles. Was wissen denn die großen Politiker, die in den Zeitungen ihr Licht leuchten lassen, von dem Gange der hohen Politik? Auch nicht mehr als ich vom König von Spanien. Alles Kombination... Wieviel Zeilen haben wir, Herr Willig?"

Der Student zählte. „Es mögen zwanzig Druckzeilen sein.“

„Das ist zu wenig. Schreiben Sie weiter.“

„Noch mehr?"

„Ich bin nun mal im Zuge... Eine reizende Anekdote, welche die Anhänglichkeit des Königs zu den Infantinnen, seinen Schwestern, bekundet, wird

übrigens neuerdings in den Kreisen der spanischen Hauptstadt kolportiert.“

Herr Willig schrieb, schüttelte aber erstaunt den Kopf.

Und nun kam die Beschreibung eines kleinen Geschehnisses im königlichen Garten zu Madrid. Der König hatte sein liebstes Stedenpferd einer seiner Schwestern, deren Lieblingspuppe er entzweigemacht hatte, geschenkt. Zum Schluß hieß es: „Die Hofdamen, sowie die Erzieher des Königs, welche nach Vorschrift der strengen spanischen Etikette in der Nähe weilten, sahen in bewegter Stimmung diesem sich ihnen darbietenden reizenden Bilde zu; in der Bevölkerung aber freut man sich ungemein über die aus der kleinen Szene sprechende Herzensgüte des königlichen Knaben... So!" Befriedigt lehnte Peter sich hintenüber und kreuzte die Arme.

„Aber wo haben Sie nur das wieder so schnell her?"

Peter wies mit dem Finger auf seine Stirn.

„Hier —“

„Ausge —“

„Kleine Anleihe. Gut, was? Uebrigens, — etwas Wahres ist gewiß dran —“

„Wirklich?"

„Na, gespielt hat er sicher und mit einem Stedenpferd wahrscheinlich auch... Und das von der strengen spanischen Etikette ist doch überhaupt historisch... Und passen Sie auf, es wird gehen.“

Peter horchte. Ein Lärmen drang unten vom Hof herauf. „Aha! Da giebt's wieder was." Er trat ans Fenster. Kreischende Frauenstimmen drangen aus einer Wohnung.

„Da muß ich herunter," sagte Peter. „Vielleicht ein Familiendrama. Bitte, Herr Willig, hektographieren Sie inzwischen die beiden ausländischen Sachen, vielleicht bekommen wir noch etwas Einheimisches dazu.“

Peter vertauschte schnell den Schlafrock mit einem Rock, zog die Stiefel an, nahm seinen Hut und verließ die Wohnung.

Herr Willig machte sich inzwischen an die Arbeit. Allerlei Gedanken kamen ihm dabei. Es war doch eigentlich nicht das Rechte hier für einen Theologen. Und mit dem Verdienst schien es auch zu hapern. Dieser Herr Flott, — er nahm mindestens einen eigentümlichen Standpunkt in moralischen Dingen ein, und er, Willig, fühlte, daß diese Art zu denken ansteckend wirkte. Er dachte seiner Mutter dabei. Sie würde über dergleichen die Hände in Entsetzen zusammengeschlagen haben. Ja, Herr Willig trug sich mit Rücktrittsgedanken...

Etwa zwanzig Minuten später kam Peter zurück. „Noch nicht reif!" rief er seinem Mitarbeiter entgegen. „Aber es kann sich auswachsen. Der Haß in dieser Familie... mich soll's nicht wundern, wenn was passiert.“

„Sie meinen doch nicht —“

„Ein Mord? Wer weiß! Na, dann sind wir jedenfalls die ersten. Und dann interessiert ja alles. Jeden Tag lange Riemen für die Zeitungen.“

Der Student wandte sich wieder ab und sagte: „Mit Menschenleben sollte man doch nicht — verzeihen Sie das Wort — Schacher treiben!"

Peter sah eine Weile sinnend vor sich hin.

„Da haben Sie vielleicht recht," bemerkte er dann. „Es ist scheußlich, so auf das Unglück seiner Mitmenschen gewissermaßen zu warten. Aber das Geschäft bringt's so mit sich. Freudige Ereignisse haben nicht im entferntesten die Zugkraft. Zehn diamantene Hochzeiten wiegen nicht einen Mordanfall auf... Ueberhaupt, was thut der Mensch nicht für's Geschäft!"

„Wie Judas —“ sprach Willig leise vor sich hin.

„Sehr richtig! Judas! Lumpen wir alle!... Aber mein Grog ist inzwischen kalt geworden, ich werde eine neue Mischung machen, und dann müssen wir uns ranhalten.“

Etwa eine halbe Stunde später, als die beiden eben die letzten Exemplare der heutigen Korrespondenz vom Hektographen abgezogen hatten, klingelte es.

Peter öffnete. „Sie, Herr Schippe? Bringen Sie mir etwas? Das wäre großartig! Kommen Sie herein.“

Herr Schippe, in etwas abgetragenen Anzug, ein wollenes Tuch um den Hals geschlungen, eine sogenannte „Ballonmütze" in der Hand, trat ein. Ohne Bart, machte er einen noch sehr jugendlichen Eindruck.

„Dag, meine Herren!" sagte er dreist. Er fuhr mit der Hand durch seine riefige blonde Lockenfrisur, die in der Mitte gescheitelt war.

„Kun? Also Sie bringen etwas?" fragte Peter nochmals. Er hatte schon öfter Nachrichten von dem jungen Manne, der viel in der Stadt herumkam, erhalten.

Herr Schippe nickte. „Ich komme direkt von her. 'n feines Ding.“

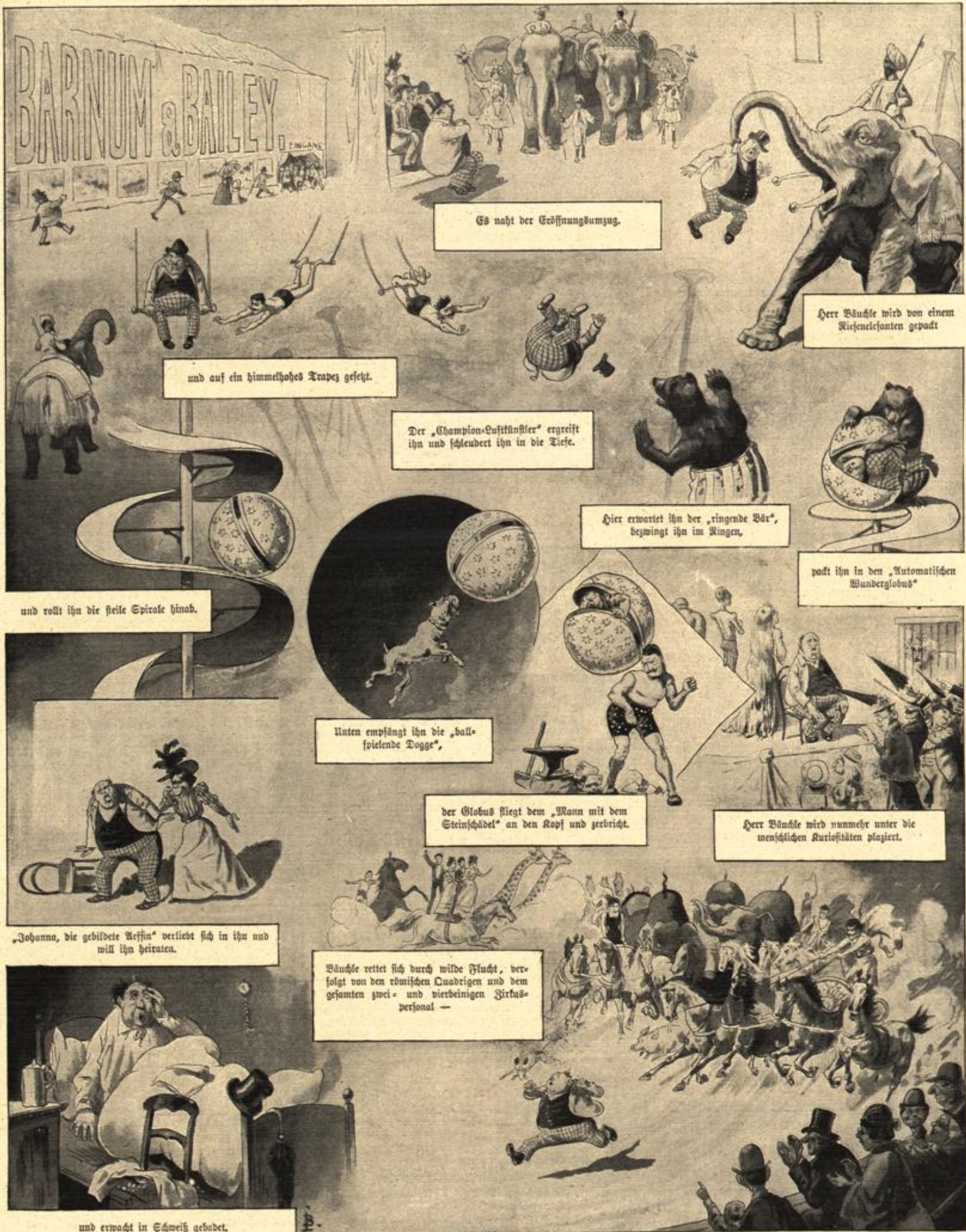
Willig merkte auf.

„Was denn?" fragte Peter gespannt.

„'n Juwelendiebstahl.“



Ein Geigenbrüchler. Nach dem Gemälde von Ferdinand Pachter.



Schrecklicher Traum des Herrn Bäuchle nach dem Besuche des Riesen-zirkus von Barnum & Bailey.

Originalzeichnung von Joh. Bahr.

„Juwelendiebstahl?! Ausgezeichnet. Werde es sofort nieder schreiben.“ Peter setzte sich, nahm eine Feder zur Hand und sagte: „Sehen Sie sich und erzählen Sie.“

Herr Schippe nahm Platz und begann: „Na, ich schlenkere heut' morgen so de Neuenburger Straße lang und will mir nach Arbeit umsehen, weil ich doch der meine Familie schuldig bin, da kommt mit einmal so 'n Kerl anjerennt, so 'n kleiner schwarzer, und de Mühe hat er in de Hand und rennt, wat er kann. Na, und 'n Stücker acht hinterher. Und dann seh' ich, wie er man immer so die Hände voll Juwelen us 'n Straßendamm schmeißt. Ringe und Broschens und Uhrenketten und so was. Und wie er nu in 'n Dornweg rin will, da tritt ihn 'n Schuttmann in 'n Weg, den jieht er 'n Schutts, dat er zur Seite fliegt, aber indem kommt schon 'n Reitender und reit 'n so über und über, dat er für dot liejen bleibt.“

„Großartig! Also mit tödlichem Ausgang. Oder kam er etwa wieder zu sich?“

„Zuerst nich. Dat eene Dage war schon zu.“

„Gm. Und nachher?“

„Nachher krümelt' er sich so sachte uf und jung mit 'n Schuttmann nah de Wache.“

„Halt! Das will ich nicht wissen. Wir verlassen ihn in dem Augenblick, wo er bewußtlos dalag. Höchst ergreifender Moment. Das Weitere kann jeder sich seinem Temperament nach ausmalen... Es ist doch auch wahr, Schippe?“

„Na und ob! Det bin ich doch meine Familie schuldig.“

Herr Schippe bekam also seine Mark Bringerlohn und wurde entlassen.

Peter aber wandte sich wie elektrisiert zu Herrn Willig um. „Sehen Sie?“ rief er. „Gott verläßt die Seinen nicht. Pasteur, den kleinen König von Spanien und nun noch den Juwelendiebstahl!“

24. Frau Selferich merkt etwas.

Venes Mutter freute sich sehr, als sie eines Nachmittags den Besuch ihrer Tochter empfing. Sie war wie gewöhnlich in Unterrock, Pantoffeln und geblümter Kattunjacke, und das Halsstuch fehlte auch nicht. Aber gerade dieser von Jugend her gewohnte Anblick rührte Vene. Zärtlicher wie seit langem umarmte sie ihre Mutter.

„Liebes Mutchen! Du bist doch die Beste! Ich kann dir nicht sagen, was für Sehnsucht ich nach dir hatte!“

„Mit einmal?“ erwiderte Frau Selferich, gleichfalls gerührt, doch bestrebt, dies nicht merken zu lassen.

„Kommt Peter auch?“

„Er will mich abholen. Aber 'ne Stunde wird's wohl noch dauern.“

„Na, das schad't ja nichts, das is ganz jut, da erzählen wir uns noch 'n bißchen was.“

Vene legte ab und setzte sich zu der Mutter aufs Sofa, umarmte sie und küßte sie.

Frau Selferich sah mit einem Seitenblick ihre Tochter an. „Was willst du denn? schien dieser Blick zu sagen.“

„Jeht's denn nu jut bei euch?“ fragte sie.

„Na, 'ne Zeitlang ging's schon besser. So recht will mir's doch nicht gefallen.“

„Das wird mit der Zeit schon kommen. Und je-jund bist du doch auch?“

„Ich weiß nicht.“ Vene sah mit großen Augen auf den Tisch.

„Du weißt nicht? ...“

Vene machte eine Bewegung, als ob ihr alles zu eng würde.

„Kind, was ist dir? Wo fehlt's denn?“

„Mir ist manchmal so komisch.“

Wieder ein prüfender Blick der Mutter.

„Ich glaube, Mutter, ich lebe nicht lange.“

„Kind, Kind, verständige dir nich!“

Vene schüttelte mit ernster Miene den Kopf.

„Ich habe zu viel durchgemacht, Mutter, und wenn ich nun wenigstens das Vertrauen hätte.“

Die Mutter nahm sie in die Arme.

„Vertrau auf ihn, er wird's wohl machen!“ sagte sie einfach. Dann erhob sie sich. „Warte, ich hol' dir 'n bißchen was.“

„Ach nein, Mutter, ich habe gar keinen Hunger!“

„Herrjott, Kind, du mußt doch was zu dir nehmen, du bist so schon abgefallen!“

„Als ich vorhin über den Damm ging, verlor ich beinah die Besinnung.“

„Siehste? Und hätten dir womöglich überfahren. Aee, mein' Tochter, nu bring' ich grade was, von de Lust kannst du nich leben, und davon kommen auch bloß die Gedanken, weil du nichts eff'st.“

Nach etwa fünf Minuten kam die Mutter mit einigen Speisen zurück. Doch Vene blieb bei ihrer Weigerung.

„Was hast du denn da?“ sagte sie da plötzlich. „Heringssalat? Den eff' ich! Darauf hab' ich Appetit. Siehst du, ich mußte die ganze Zeit nicht, worauf ich eigentlich solchen Appetit hatte.“

Und sie nahm die Schüssel und begann den Heringssalat mit wahrem Heißhunger zu verschlingen, bis nichts mehr davon übrig war.

Die Augen Frau Selferichs wurden immer größer. „Aber Kind, was is dir denn?“ rief sie in freudigem Erstaunen. „Vene, mein' Tochter! Aee, so 'ne Freude! Und hatt' schon alle Hoffnung aufgegeben!“

Vene legte die Gabel hin und blickte starr auf die Mutter. Dann aber umarmten sie sich und weinten beide.

Als Peter mit seiner Frau auf dem Heimwege war, machten sie miteinander eingehende Zukunftspläne. Zunächst warfen sie die Frage auf, ob — wenn ihre Hoffnungen erfüllt würden — sie sich einen Sohn oder eine Tochter wünschen sollten.

Peter meinte:

„Ich glaube, man kann nicht anders, es ist sozusagen Ehrensache, zuerst einen Sohn zu bekommen.“

„Mir soll es recht sein.“

„Aber du wirst begreifen, daß ein einzelnes Kind ein Sorgenkind ist, nicht wahr?“

„Mutter hat mir's wenigstens immer gesagt.“

„Siehst du? Man muß also wünschen, daß der Junge nicht allein bleibt.“

„Das zweite muß aber ein Mädchen sein.“

„Dies Zugeständnis will ich dir machen. Aber wenn man's recht bedenkt — überlege doch mal: Gar zu leicht kann eins von den beiden sterben, und dann hat man wieder nur das eine Sorgenkind.“

„Na, weißt du, Peter —“

„Erlaube, liebes Kind! Es ist eben meine Meinung, daß die rechte Zahl drei ist. Nicht zu viel und nicht zu wenig.“

„Du magst ja recht haben.“

„Gewiß hab' ich recht! Nichtsdestoweniger gehört Mut dazu, denn bei den Verhältnissen heutzutage, wo die Töchter sich so schwer unter die Haube bringen lassen und alle Berufsarten überfüllt sind —“

„Sie müßten was Praktisches werden.“

„Ich wäre dafür, daß der Älteste, den wir Julius nennen können —“

„Julius? Nein, Peter, das ist ein gräßlicher Name.“

„Meinetwegen, wir können ihn ja später umerufen. Aber vorläufig, um die Kinder auseinander zu halten, wollen wir doch erst mal bei Julius bleiben. Meiner Ansicht nach müßte Julius Techniker werden. Darin wird auch in zwanzig Jahren, wenn er so weit ist, immer noch was zu machen sein. Er würde die technische Hochschule besuchen draußen in Charlottenburg und natürlich auf der elektrischen Bahn abonnieren.“

„Techniker mag er werden,“ sagte Vene.

„Und was dann die Auguste betrifft —“

„Auguste?“

„Na, so könnten wir sie doch nach deiner Mutter nennen, nicht wahr?“

Vene drückte Peters Arm.

„Unsre süße Kleine!“ sagte sie so recht zärtlich.

„Sie wird gewiß sehr niedlich sein. Und sie muß auch etwas Nützliches lernen, einen Beruf —“

„Aber Peter, nein! Wozu das arme Kind so quälen?“

„Herz — der Kampf ums Dasein! Wenn Auguste erwachsen ist, wird er noch viel schwerer als heute sein.“

„Meinst du?“

„Ganz gewiß... Nun, und dann der dritte, sagen wir Ferdinand, mein Vater hieß ja so, — ja, dem Ferdinand möchte ich dann (falls er mein Talent geerbt haben sollte) eine so tüchtige Grundlage der Bildung geben, daß er mit mehr Glück als ich —“

„Um Gottes willen, Peter! Er soll doch nicht Schriftsteller werden?“

„Dichter, nicht Schriftsteller. Flott der Ältere und Flott der Jüngere, wie Dumas' Vater und Sohn. Aber ich würde ihm wegen seiner vertieften Bildung, seines früh gereiften und richtig geleiteten Talents willig und neidlos die Palme der Anerkennung reichen.“

„Ich begreife dich nicht, Peter! Hast du denn nicht genug an dir?“

„Das ist ganz etwas anderes. Ich muß mir mühsam selbst die Wege ebnen, ihm werden sie durch meine Erfahrung geebnet. Er wird ein ganz moderner Mensch sein.“

„Nimmer werd' ich zugeben, daß mein Sohn Schriftsteller wird!“ entschied Vene sehr energisch.

Peter blieb höflich bei seiner Meinung.

„Du wirst mir zugeben, daß ich mindestens ebenso viel mitzusprechen habe —“

„Mindestens?“

„Nun ja, eigentlich —“

„Nicht um einen Deut mehr!“

„Ich habe dir bei Julius nachgegeben, und du bist somit verpflichtet, mir Ferdinands Ausbildung zu überlassen.“

„Niemals! Dabei bleib' ich.“

„Liebes Kind, es thut mir leid, es dir sagen zu

müssen: dein Verständnis für literarische Dinge ist nun einmal nicht groß genug.“

„Gott sei Dank! Und ein so verbohrtter Mensch wie du ist mir noch nie vorgekommen.“

„Wir wollen unsre Charaktereigenschaften nicht aufzählen, sonst —“

Vene zog den Arm aus dem ihres Gatten.

„Sonst?! Gefällt dir mein Charakter nicht mehr? Na, deiner mir schon lange nicht!“

„Dann wundert's mich nur, daß wir uns nicht längst getrennt haben.“

„Das können wir ja haben, bitte!“ Vene blieb stehen und sah ihren Mann herausfordernd an. „Lassen wir uns scheiden!“

Einen Augenblick betrachtete er sie schweigend. Dann wollte er ihre Hand fassen.

„Vene!“ bat er.

„Nein, nein! Wenn dir mein Charakter nicht gefällt —“

Peter lächelte.

„Vene, du kannst dich ja gar nicht von mir scheiden lassen! Um unsrer drei Kinder willen!“

Sie blickte plötzlich auf und fing an zu lachen. Doch das ärgerte sie, sie stampfte mit dem Fuß auf und ging weiter. Peter legte den Arm um sie, preßte sie an sich und sagte:

„Weißt du was? Wir wollen einen zwanzig-jährigen Waffenstillstand schließen. Und dann können wir ja wieder anfangen.“

Vene hätte vielleicht zugestimmt, aber ihr war plötzlich wieder sehr schlecht geworden. Sie lehnte sich an die Mauer des Botanischen Gartens, ein Anfall erschütterte sie.

„Laß mich nur!“ sagte sie schwach, als Peter sie besorgt umfaßte.

Doch endlich war's vorüber, sie nahm seinen Arm, und beide gingen weiter. Nun war ihre Stimmung wieder umgeschlagen. Etwas Sanftes, Geduldiges sprach aus ihrem ganzen Wesen, und sie schmiegte sich wie hilfesuchend an ihren Mann. Peter dachte: Die armen Geschöpfe! Und nahm sich vor, immer recht gut zu ihr zu sein.

Die friedliche Stimmung, in der Peter und Vene daheim ankamen, wurde leider sehr gestört durch den Brief einer Zeitungsredaktion, der im Briefkasten steckte.

„Ihre Notiz über den Juwelendiebstahl beruht, wie uns von seiten der Polizei mitgeteilt wird, auf vollkommener Erfindung. Wir ersuchen Sie, uns künftig mit Ihren Berichten verschonen zu wollen.“

Schippe hatte also doch geschwindelt!

Und die Folgen dieses Ereignisses waren wahr-scheinlich für Peters journalistische Tätigkeit äußerst schwere.

Er suchte Vene zu beruhigen, so gut es ging, er selbst aber fand diese Nacht wenig Ruhe. Die Sache wurmte ihn fürchterlich, denn abgesehen davon, daß sie ihm tatsächlichen Schaden bringen würde, berührte sie seine Ehre. Und flüchtig kam ihm auch der Gedanke, was wohl die Welt später zu dieser Angelegenheit sagen würde, wenn man einmal daran ging, sein literarisches Bild festzuhalten. Durch ungünstige materielle Verhältnisse genötigt, sich der Berichterstattung für Zeitungen zu widmen, geriet er in die Hände eines unzuverlässigen Subjektes mit Namen Schippe, das sein Vertrauen mißbrauchte und seine journalistische Stellung untergrub... Abscheulich! Warum hatte er sich auf andre verlassen, warum nicht selbst sich mehr bemüht... Das rächte sich jeht! Was blieb ihm übrig, wenn er diese Erwerbsquelle verlor? Gerade jeht, wo sich ein Zuwachs seiner Familie erwarten ließ... Peter stöhnte schwer. Er mußte etwas ersinnen, es gelang ja doch so vielen, im Umsehen reich zu werden... Zunächst mußte er morgen versuchen, die Angelegenheit aufzuklären und den Schaden abzuwenden.

Als er ziemlich zeitig das Haus verließ, stand draußen ein Möbelwagen. Die Familie, in der sich gestern das „Drama“ zu entwickeln begann, jehte es heute auf der Straße fort. Die Frau, der Tyrannei ihres Gatten müde, wollte mit ihren Sachen fort, der Mann bestritt ihr das Recht dazu. Eine ziemliche Menschenmenge hatte sich schon vor dem Hause angesammelt. Peter sah einen Augenblick dem Auftritt zu, dann suchte er Herrn Schippe auf. Herr Schippe that erst erstaunt, dann aber gestand er.

„Entschuldigen Sie, Herr Flott, et passierte gerade nicht, und verdienen mußte ich wat, det war id meine Familie schuldig...“

Peter zankte weidlich, aber als er dann weiter durch die Straßen ging, sagte er sich etwas beschämt: „Was hast du denn groß andres gethan?“ Der König von Spanien und manch andre von ihm gelieferte „Notiz“ fiel ihm ein.

Dann kam ihm ein nach seiner Meinung wunderbarer Gedanke. Was er da eben vor der eignen Wohnung erlebt hatte, war das nicht eine wunderbare Votalsnachricht? „Ein Volksauflauf, der leicht ein gefährliches Ende hätte nehmen können...“ Das war

vortrefflich. Mit einem Mord hatte die Sache nun zwar nicht geendet, aber man mußte halt zufrieden sein mit dem, was man bekommen konnte. Peter beschleunigte seine Schritte. Er wollte die Redaktion, die ihm den Stuhl vor die Thür gesetzt hatte, diese Nachricht brühwarm überbringen, und zwar seiner andern Zeitung außer ihr, das würde sie verschmerzen. Aber der Redakteur gab Peter die niederschmetternde Antwort, er könne diese neue Notiz ebensovienig wie jede künftige gebrauchen, da er kein Vertrauen mehr zu der Wahrheitsliebe des Herrn Floß zu fassen vermöge.

Ja, und wenn das nun alles gewesen wäre! Aber leider hatte Peter bei seinem Besuche in dem alten Hause bemerken müssen, daß seine frühere Wohnung noch immer unvermietet war, trotzdem er doch mehrfach Leute, die eine derartige Wohnung suchten, hingeführt hatte. Es kam also richtig so, wie er vorausgesehen und wie Frau Graulich es wahrscheinlich beabsichtigt hatte: Peter mußte monatelang, vielleicht gar für drei Vierteljahre, zwei Wohnungen bezahlen!

Er ging durch die Straßen ohne Ziel, immer weiter, immer weiter. An eine Ausnutzung des Ereignisses in der Grünwaldstraße dachte er schon nicht mehr. Eine Stunde lang ging er wohl so, bis er sich müde gelaufen hatte, da endlich beschloß er, seinen trüben Gedanken den Laufpaß zu geben. Er hatte ja schon manches überwunden, man mußte nur nicht zu schwarz sehen. Am Dönhofsplatz stand er vor einer französischen Weinstube still. Er blickte hinein. Da sahen die Gäste an kleinen, aufrecht stehenden Tischen, hatten feurigen Wein und Delikatessen vor sich. Seinem neugewonnenen Lebensmut entsprach es, daß er in die Weinstube eintrat, man mußte jeden flüchtigen Lebensrost festhalten.

Und als Peter nach etwa einer Stunde die Weinstube verließ, da hatte er wirklich all seinen Kummer vergessen, und das Leben erschien ihm wie ein immerwährender, angenehmer Spaziergang.

(Fortsetzung folgt.)

Sinnsprüche.

Die Bescheidenheit, die zum Bewußtsein kommt, kommt ums Leben.

Für das Können giebt es nur einen Beweis: das Thun.

Man kann nicht allen helfen! sagt der Engherzige und — hilft keinem. Marie Ebner v. Eschenbach.

„Warum toben die Heiden, und die Leute reden so vergeblich?“ (Ps. 2, 1.)

(Bild S. 188 und 189.)

Die moderne Malerei hat sich durch die kraftvolle Initiative des Uhlde, Gebhard und so weiter ein Recht zurückgenommen, das unsere deutschen Meister des fünfzehnten und sechzehnten Jahrhunderts in naiver Sicherheit ausübten, nämlich die heiligen Gestalten der Anfänge des Christentums dem deutschen Volksgemüt dadurch nahe zu bringen, daß Christus und die Apostel auf ihren Schöpfungen mitten unter den Zeitgenossen des Malers und seines Publikums leben und wirken, statt unter den Juden und Römern des ersten Jahrhunderts. Für den ersten Augenblick wirkt das als Anachronismus, aber auch nur für den ersten, wenigstens dann, wenn der Maler versteht, in seine Schöpfung die Innigkeit der Empfindung zu legen, die den Beschauer unwillkürlich in seelischen Bann zwingt. In dieser Weise hat denn auch der Düsseldorf-Meister Ferdinand Brütt die ideale Lichtgestalt seines Christus in eine Scenerie aus unsern Tagen lähn hineingepflanzt. Was er will, das empfindet der Beschauer ohne alle Reflexion. Das Christentum und die soziale Frage könnte das Bild heißen, seine Aufgabe ist, die Religion der Liebe gegenüber den wüsten Bestrebungen des Umsturzes zu versinnbildlichen. Nicht eine Geschichte aus grauen Tagen der Vorzeit ist die frohe Lehre von der Erlösung der Menschen aus Sünde und Schuld, sondern eine ewig neue, sich wiederholende Erfüllung. „Kommet her zu mir, die ihr mühselig und beladen seid!“, so ruft der Erlöser der hungernden, darbenenden Menschheit zu, den Entertenten der modernen Kultur. Nicht in der brutalen Zerstörung des Bestehenden, nicht in der gewaltthätigen Niederreißung der Schranken zwischen hoch und niedrig liegt die Versöhnung, sondern in der Liebe zu Gott und dem Nächsten. Außerst fein ist die verschiedene Wirkung der Heilslehre charakterisiert.

Ein Gelegenheitskauf.

(Bild S. 192.)

Mit innerem Widerstreben entfaltet Bärbele das schöngeblühte Seidenzeug in seiner ganzen Pracht. Während sie es laut anpreist, bangt ihr im stillen davor, daß die Zimmermeisterin den begehrlichen Blicken der Tochter nachgeben und den Kauf abschließen möchte. Wie lange Bärbele gepart hat, bis sie aus den kleinen Nebengefällen ihres Küchengartens das Geld zu dem herrlichen Stoff mit den Rosensträußchen erübrigen konnte! Just so

„Rosenknösple“ wie sie selbst eins war, meinte der Frieder, der sie und Zimmerers Kätter damals zum Christmarkt nach der Stadt gefahren und bei der Wahl geholfen hatte. Die Kätter war ihr nicht wenig „neidig um das seidige Kleidle“ und vielleicht mehr noch um die lieben Worte und warmen Blicke, womit Frieder seinen Beifall zu erkennen gab. Aber ach! Nun mußte Bärbele auf das Staatsgewand verzichten, ehe sie sich überzeugt, ob es wirklich einem „Maidele“ so bräutlich anstand, daß jeder, der Augen hatte zu sehen, Lust bekam, sie auf der Stelle zur Frau zu nehmen. Hätte sie's nur probiert und das Zeug gleich machen lassen. Denn jetzt bei der kargen Feuernte war kein Gedanke mehr daran, und wollte man nicht auch noch die Bläß, die beste Melkkuh, weggeben und den Stall ganz veröden, so mußte man wo immer möglich Geld schaffen zu Futter für den Winter. Schweren Herzens packte Bärbele den schönen, schönen Stoff in den Korb und trug ihn zu Zimmerers. Die Kätter hatte ihn ihr ja schon auf dem Heimweg vom Markt gerne abgehandelt, wenn er feil gewesen wäre. Nun glänzen beim Anblick der dargebotenen Herrlichkeit ihre Augen und, die Hand sehnüchlich ausgestreckt, schmiegt sie sich halb stehend, halb schmeichelnd an die Mutter. Die kluge Alte läßt sich natürlich einen solchen Gelegenheitskauf nicht entschließen, und nach einigem Feilschen ist Kätter glückliche Besitzerin des rosengeblühten Seidenkleides. Bis zur Kirchweih ist es fertig, und dann mag Frieder statt der Bärbel sein bewundern. Sofern er Lust dazu findet; denn ungeachtet ihres einfarbigen Wollensfähnchens erscheint ihm eben's Bärbele doch nach wie vor gar bräutlich und begehrenswert.

Aus dem goldenen Zeitalter der hohen Jägerei.*)

(Bilder S. 196 u. 197.)

Was gleicht wohl auf Erden dem Jägervergnügen?
Wenn sprudelt der Beher des Lebens so reich?
Beim Range der Hörner im Grünen zu liegen,
Den Hirsch zu verfolgen durch Dickicht und Licht
In fürstliche Freude, ist männlich Verlangen.
Es härtet die Glieder und wärmt das Mädel.
Wenn Wälder und Felsen uns hallend umfassen,
Dort freier und freud'ger der volle Polat.

Ja, fürstliche Freude ist die hohe Jagd noch heute vor allem, wenn sie auch aufgehört hat, Regal zu sein, was heißt, dem Landesherrn allein zu gebühren, wie es seit dem Dreißigjährigen Krieg in deutschen Landen Rechts geworden war. Im achtzehnten Jahrhundert, als der Absolutismus der Fürsten fast überall schrankenlos über Gut und Blut der Unterthanen verfügte, war das goldene Zeitalter der hohen Jägerei, das ist die Jagd auf Hirsche, Rehe und Säuen, Gemsen, Steinböcke, Bären, Wölfe, Luchse, Auerhähne, Kraniche, Reiher, Fasanen und Trappen. Ein kostspieliges Vergnügen ist die Jagd auch heute noch, aber wenn sich auch an den Höfen die überlieferten Ämter vom Oberstjägermeister herunter bis zum Leibjäger und Büchsenspanner erhalten haben, was bedeutet das gegen den Luxus, den selbst die kleinen Fürsten des achtzehnten Jahrhunderts auf dem Gebiet der Jägerei entwickelt haben. Herzog Karl von Württemberg, Schillers Landesherr, ließ auf den Walhöhen westlich von Stuttgart einen See ausgraben, nur um das Vergnügen zu genießen, die hineingetriebenen Hirsche im Wasser zu schießen; und auch anderwärts klagten die Bauern bitter, daß Hirsche und Säuen mehr Recht hätten als die Menschen, der Wildschaden durch das Abfressen der Saat und das Niederreiten bei Jagden gehörte zu den drückendsten Lasten des vielgeplagten Bauernstandes. Sie hatten es nur selten so gut als die Bewohner eines fürstlichen Hundezwingers. In seinem klassischen Werte „Der vollkommene teutsche Jäger“ (erschienen 1719 zu Leipzig) verlangt der Verfasser Hans Friedrich von Fleming, Burg- und Schlossgesasse auf Böde Martentin und Zebin, Erbherr auf Weissach und Gahro, von einem richtigen Hundestall, mit Verufung auf die Vernunft und auf die Arche Noah, daß erstens der Platz eben und grasreich sei, reine, gesunde Luft habe und frisches Quellwasser in Röhren dahin geleitet werden könne, das Gebäude aber soll von Grund aus gemauert, die Wände mit Kalk geweißt, die Decken mit Gips gestrichelt sein. Jede Hundegattung brauchte einen eignen Stall. Die englischen Doggen, Bärenbeißer und Gahrüden erforderten Trennung in Einzelzellen, zwei Ellen breit, die Schiedwände aber, zwanzig Ellen hoch mit starken eichenen Pfosten, und die Anlage an festen Ketten verhängten, daß sie sich gegenseitig oder Menschen anfielen. Leichtere Hunde, Windspiele und dergleichen verlangten außer dem Stall mit gepflastertem Boden und Ablaufrinne einen geräumigen Zwinger zur Bewegung. Die deutschen Jagdhunde machten die größten Ansprüche; der Boden ihres Stalles mußte von gehobelten Erlebretern sein, damit sie gefahrlos herumrutschen konnten, die Fenster verglast und gegen Sturm

und Kälte mit Vorläden versehen sein, im Sommer aber sollte statt des Glases Leinwand angebracht werden, damit zwar Luft, aber keine Fliegen herein konnten. Damit sie auch auf Wunsch an der Sonne liegen konnten, sollte ihr Zwinger ringsum ein drei Ellen breites Halbbach haben.

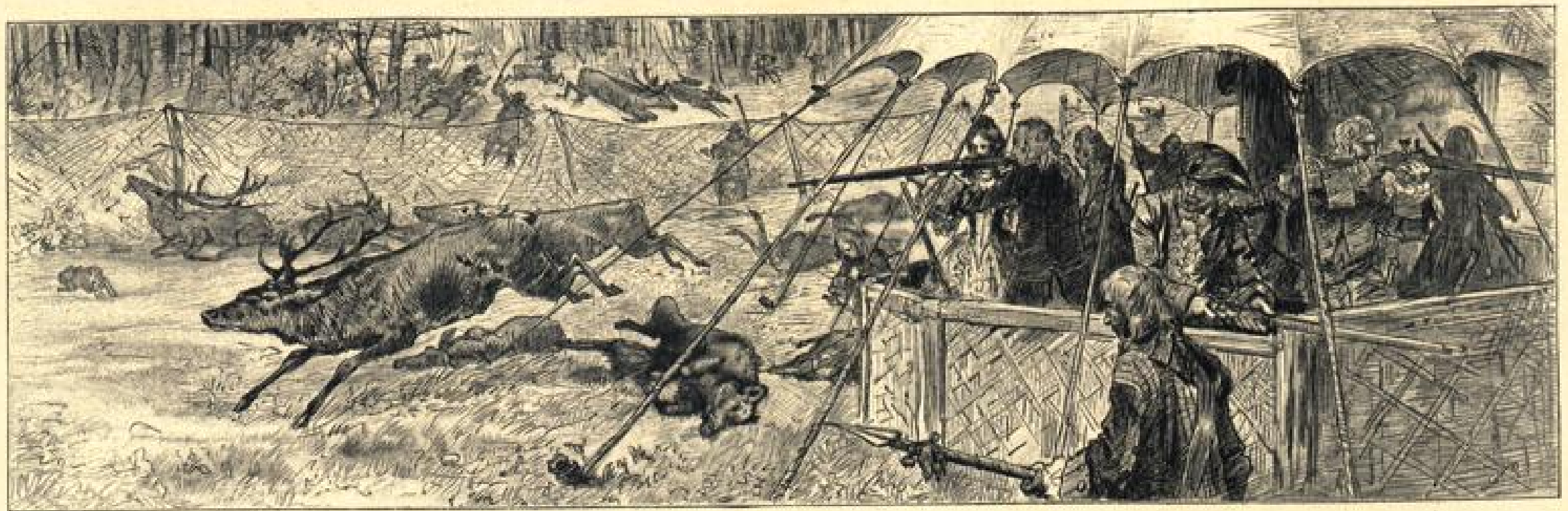
Da war selbstverständlich der Hundemeister schon ein großer und wichtiger Herr, der noch Untergebene hatte, Hundejungen und Rüdenknechte. Der Hundejunge war die unterste Stufe der Jägerzunft, denn die Einrichtungen waren tatsächlich die einer Zunft. Fleming verlangt von einem Hundejungen, daß er von ehrlicher Geburt und christlichen Eltern sei, wohl erzogen, lesen, schreiben und womöglich rechnen könne, ja nicht zu früh aus der Schule genommen werde, „denn in der Schule das Beste zu lernen ist“. Seine Beschäftigung war das Kochen und Vorschütten des Hundefutters und das Reinigen des Stalles. Nach drei Jahren konnte der Hundejunge „Jägerpursch“ werden, wenn er die Signale auf dem Hifthorn los hatte. Vom Rüdenknecht verlangte man schon mehr: genaue Aufsicht und Rufen über die Hunde und ihre Brauchbarkeit, deren tierärztliche Behandlung im Stall und auf der Jagd; ferner das weidgerechte Zerwirken des Wildbrets.

Das ganze innere Getriebe des vielverzweigten Jägerstaates eines hohen Herrn hatte demnach tagaus tagein genug zu thun, um an den Jagdtagen selbst vor dem streng prüfenden Auge wohl zu bestehen. Vor allem mußten die Treibjagden sorgfältig inszeniert werden, damit der Schlusseffekt zur Zufriedenheit des Jagdherrn und seiner Gäste ausfiel. Die „teutsche Jägerei“ des Mittelalters hat solche Verfeinerungen noch nicht gekannt, wie unser Herr von Fleming recht gut weiß; ja er möchte es fast bedauern, daß das schädliche Schießpulver, allen lebendigen, vernünftigen und unvernünftigen Kreaturen zum wirklichen Untergang durch den vorwichtigen Mönch Berthold Schwarz, vermittelst des Teufels Eingeben erdacht worden sei. Konsequenz kann man ihm also nicht gerade vorwerfen, wenn er ausführt, daß aus der Jagdart großer Herren in uralten Zeiten, zu Pferde mit flüchtigen Hunden das angeschossene Wild über Berg und Thal, Sümpfe, tiefe Seen und Wasserströme zu verfolgen, manches Unglück entstanden sei, woraus man Anlaß genommen, „auf eine für die Herrschaft vergnügtere, lustigere und sicherere Manier zu denken, wie nämlich die wilden Tiere auf einen Platz zu bringen, woselbst die Herrschaft ihrer mit Lust erwarten, dieselben sich vorjagen lassen und in der Herauskunft mit herrlicher Vergnügung schießen“. Man nannte diesen Platz den Lauf, und unsre Abbildung zeigt den Höhepunkt einer solchen Treibjagd. Wir sehen den Jagdschirm, aus dem die hohen Herrschaften nach beiden Seiten hin schießen — „ein Lusthaus auf Säulen erhaben, mitten auf dem Lauf, mit einem zierlichen Dache, von grüner gewichener Leinwand“. Die Vorbereitungen des Treibjagens waren sehr umständliche. Der Jägermeister mußte zuerst Berichte über den Wildbestand der betreffenden Gegend eingeben, dann den Lauf nach dem Wechsel des Wildes auswählen, tags vorher das Gezeug (Tücher und Rehe) hinschleppen lassen, nach den Regeln der Kunst die große Rundung, den Kreuzflügel, den linken und rechten Flügel, das Quer- oder Laufstück, die lange krumme Kute und so weiter angeben, endlich aus den Ämtern die vorher bereits verordneten Bauern oder Landesunterthanen dorfweise verlesen, die ungehorsamen bestrafen, das Treibervolk in Ordnung stellen. War das Wild von allen Seiten her glücklich auf einen Haufen zusammengejagt, so wurde erst die „Jägerei“ selbst, Forstmeister, Wildmeister, Jäger, Jäger, Oberjäger, Besuchknechte (das heißt Kontrollbedienstete), Jagdpagen, Förster nach ihrem Rang in Reihe auf die Flügel gestellt; ihre Aufgabe war vor allem, durch Signale mit dem Hifthorn die Ordnung des Treibens zu bewahren.

Nach dem Abschießen kam, wie selbstverständlich, ein Jägerbankett, wobei die Jäger mit Laub (den Bruch) geziert aufzuwarten hatten. Beim Gesundheitstrinken der Herrschaften bliesen die Jäger mit Flügel- oder Hifthörnern. Vieles von dem alten Jägerbrauch hat sich auch noch bei heutigen Hofjagden erhalten; manches gar zu Verbe und Rohe aber ist der Verfeinerung zum Opfer gefallen.

Verwunderlich erscheint vielleicht dem Leser, daß die Parforcejagd im achtzehnten Jahrhundert nicht als zur „teutschen Jägerei“ gehörig betrachtet worden ist. Unser Gewährsmann schreibt, daß das Parforcejagen zu beschreiben, ihm als einem teutschen Jäger nicht zuzukommen noch anständig zu sein scheinen könne; es werde von den Franzosen als ihre Erfindung in Anspruch genommen, die sich rühmten, den Hirsch als freies und edles Tier in freiem Felde aus heroischem Gemüte zu erlegen und den andern Nationen hinterlistige Nachstellung mit Tüchern, Rehen und Büchsen zum Vorwurf machen, so daß sie wegen solcher Nachrede in steter Feindschaft und Antipathie mit den „teutschen Jägern“ lebten. Eine andre Jagdautorität, Heinrich Wilhelm Döbel, in seinem Folianten „Eröffnete

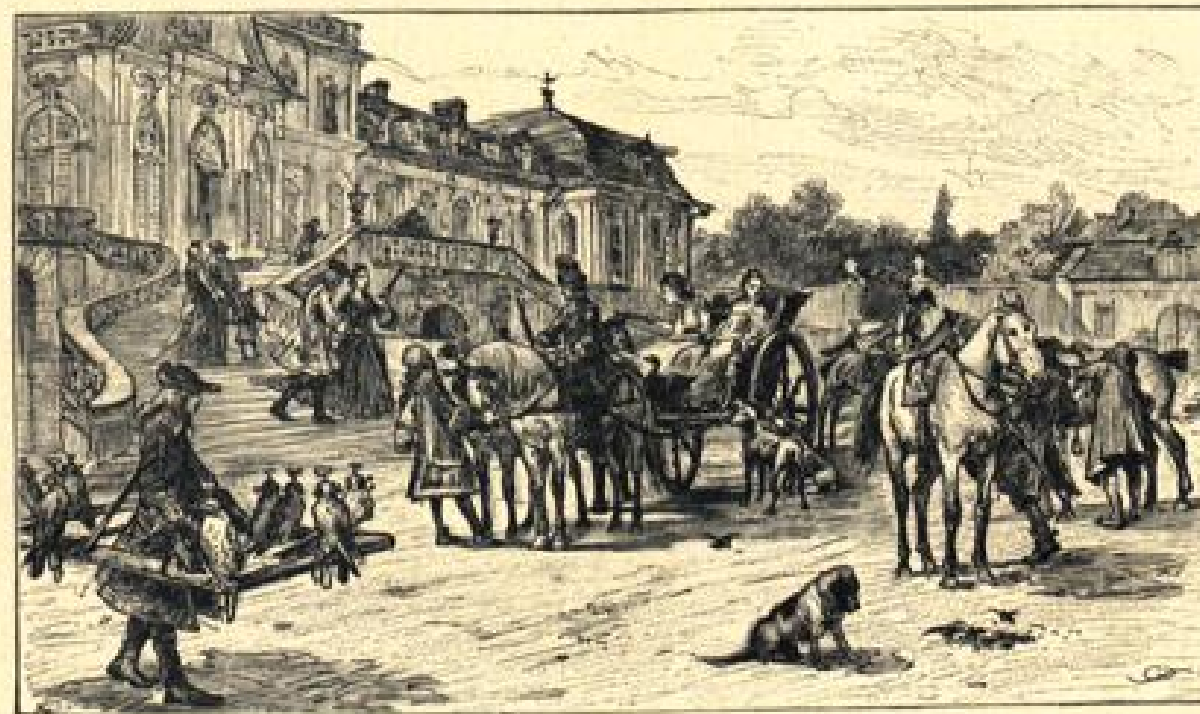
* Unsere Abbildungen sind entnommen den „Bilderbogen für Schule und Haus“, herausgegeben von der Gesellschaft für vervielfältigende Kunst in Wien, von denen jetzt drei Serien (Bogen 1—75) erschienen sind. Die Serie von 25 Blatt in Umfahg kostet M. 3.—, einzelne Bogen schwarz 10 Pfg., farbig 20 Pfg. Nachdruckverbot auf feinem Velinpapier in Mappe zum Preis von M. 10.— für die Serie.



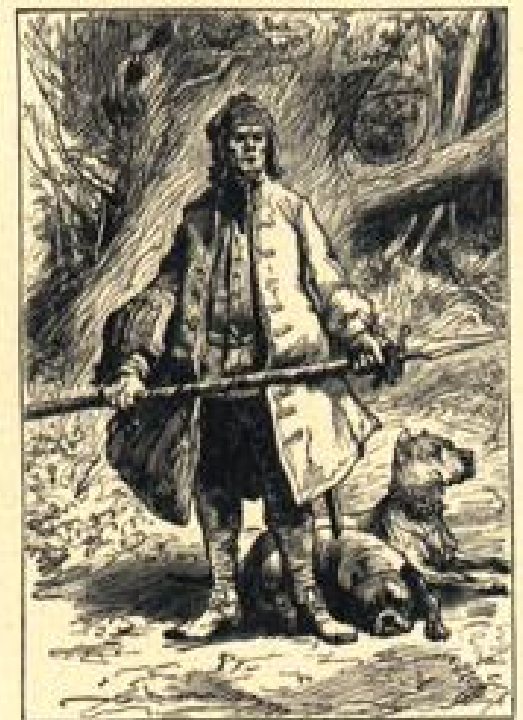
Tierhoge.



Hundewärter.



Waffenzug zur Jagd.



Hundewärter auf der Jagd.

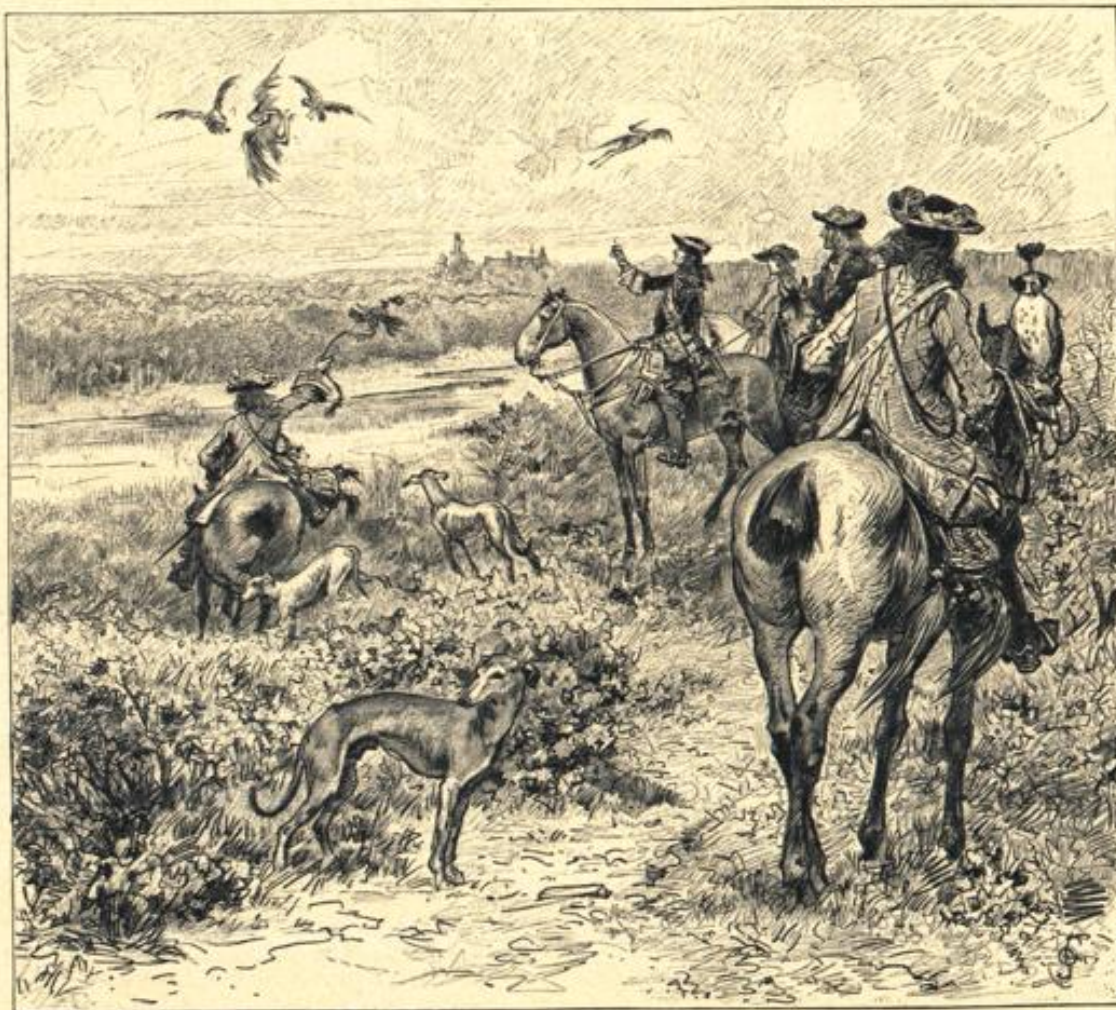
Zum Artikel: „Aus dem goldenen Zeitalter der hohen Jagd“ von Dr. Fr. Guntram Schultheiß.

Jägerpraktika" (1746) betrachtet schon, wie das heute ist, St. Hubertus als den Hauptpatron der Parforcejagd, der, einem Hirsch nachgehend, zwischen dessen Geweih ein Kreuzifix erscheinen sah und deshalb Christ wurde; seine Kapelle sei noch in Frankreich zu sehen, und an seinem Namenstag, dem 3. November, pflege man das Hubertusfest zu begehen. Döbel bezeichnet die Parforcejagd als eine lustige und angenehme für diejenigen, die gerne reiten, den Laut der Hunde hören wollen und das Blasen ästimieren. Auch ohne besondere Anstrengung könne man den Laut der Hunde, Jäger und Jagdhörner hören, „wie es denn eine besonders schöne Musik ist, und mancher Liebhaber dieselbe dem Klang des besten Glodenpiels vorziehet“, das Gebell der Hunde stimme zusammen wie Diskant, Tenor, Alt und Bass, und die Anmut werde durch der Jäger Zurufen, Zucken und Blasen noch vermehrt. Außerdem sei es eine gute Leibesbewegung hinsichtlich des Appetits und liefere Stoff zur Unterhaltung. Den Hauptgrund aber, der im achtzehnten Jahrhundert die Parforcejagd den Höfen empfahl, findet er — ebenso treffend wie naiv — darin, daß es ein Staat (das heißt eine Prunkfeste) für einen Fürsten und großen Herrn bilde, weil es ihm der Edelmann nicht nachmachen könne, indem die Jagd nicht nur kostbar zu erhalten, sondern hierzu auch ein ziemlicher Distrikt Landes oder Waldungen gehöre! Dementsprechend zählt unser Gewährsmann auch nur zwölf Höfe auf, an denen seines Wissens vollständige „Jagdequipagen“, das ist Mannschaft und Reuten bestanden oder bestanden hätten: Hannover (zu Celle), Mecklenburg (zu Schwerin), Preußen (zu Potsdam), Sachsen-Polen (zu Hubertusburg), Anhalt (zu Dessau), Anhalt-Bernburg (zu Ballenstedt am Harz), Weimar, Dettingen, Bayern (zu Nymphenburg), Württemberg (zu Ludwigsburg und Schloßwiese), Hessen (zu Darmstadt), Waldeck (zu Arolsen, jetzt Arolsen genannt).

Anders als die „teutsche Jagd“ und die Parforcejagd, die beide an den Höfen des achtzehnten Jahrhunderts als ein Hauptvergnügen betrieben wurden, hatte die Falkenbeize oder Reiherbeize, das ist die Jagd mit abgerichteten Falken auf Reiher und andre Vögel, aber auch auf Hasen an Beliebtheit verloren, gegenüber dem Mittelalter, wo das „Falkenspiel“ des höchsten Ansehens sich erfreute. Hat doch Kaiser Friedrich II. der Staufer (1212–1250) sogar ein Buch über die Falkenjagd verfaßt (de arte venandi cum avibus, gedruckt 1596). Unverkennbar stammt die Falkenjagd aus Asien, die Völker, die auf den weiten Steppen Mittelasiens wohnen, die Kirgisen, Kasachen, Turkmänen und so weiter üben sie noch heute allgemein. In Europa soll die Falkenjagd zuerst in Thrakien, der Landschaft südlich vom Balkan, und zwar schon im ersten Jahrhundert nach Christus, ein-

gebürgert worden sein; Karl der Große verbot sie den Anfreien — ein Beweis dafür, daß zu Ende des neunten Jahrhunderts die Liebhaberei dafür allgemein verbreitet war; später erloschen sogar Konzilienbeschlüsse

Falkoniers. Man nahm dazu junge Falken aus dem Neste, die jedoch schon alle Federn haben mußten. Durch Hunger und Verjagung des Schlafes wurden sie kirre gemacht; man legte ihnen die Haube an, die



Reiherbeize.

gegen Geistliche, die darüber ihre Berufspflichten vernachlässigten. Wegen ihrer Ungefährlichkeit war sie im Mittelalter auch bei den vornehmen Frauen besonders beliebt.

Die Abrichtung der Falken war die Aufgabe des

den Kopf einhüllte, und setzte sie in einen hängenden Reif, drei Tage und drei Nächte lang — auf diese Weise sollte ihnen das Gedächtnis für die frühere Freiheit gänzlich benommen werden, das hieß das Abwachen. Dann gewöhnte ihn der Falkonier, seiner Stimme zu gehorchen, auf der Hand zu sitzen, zu fliegen und wiederzukommen, zuerst mit Benutzung eines dünnen Fadens, dann frei. Nachdem er das erste Mal ein Huhn oder eine Taube gepackt hatte, mußte man ihm sofort die Haube überwerfen, dann bekam er das Eingeweide und einen Schenkel zur Belohnung, satt fressen durfte er sich aber niemals. Auf das Geschick des Falkoniers kam bei der Erziehung natürlich das meiste an. Wie wir aus unsern beiden der Falkenjagd gewidmeten Bildern (Ausbruch zur Jagd und Reiherbeize) sehen, wurden sie mit der Haube über dem Kopf und mit zwei Fesseln, die an einer Art ledernen Schuhs an den Füßen befestigt waren, auf die Jagd mitgenommen. Aufgabe der „Stöberhunde“ war es, die Reiher aufzutreiben, die dann in die Höhe flogen. Sofort ward der Jagdfalke von Haube und Fessel befreit und von der Hand geworfen. Sobald der Reiher den Feind gewahrt, erleichtert er sich durch Ausspeien der gefressenen Fische und steigt empor; der Falke aber sucht ihm die Höhe abzugewinnen, um von oben herab auf den Reiher stoßen zu können. Der Reiher streckt ihm, den Hals auf den Rücken legend, seinen langen, spitzen Schnabel entgegen, und junge Falken werden so leicht gespießt, erfahrene wissen den Reiher von der Seite zu packen. Dem gefangenen, heruntergestürzten Reiher pflegte man früher einen goldenen oder silbernen Ring mit dem Namen des Jagdherrn und Jahrzahl um den Fuß zu legen und ihn dann wieder frei zu lassen.

In dieser Art wird die Reiherbeize noch heute wie seit uralten Zeiten von den mohammedanischen Fürsten und Vornehmen in Asien betrieben. Auch in England soll es noch Liebhaber davon geben; in Bosnien hat sie sich als Liebhaberei der Begs, des zum Islam übergetretenen einheimischen Adels, mehrfach erhalten. Ein echt mittelalterliches Bild aber ist es und oft genug von Malern dargestellt: die Edelknecht auf dem Zelter, die Ritter auf leichten Rennern, der Falkonier mit dem gefesselten Falken auf der Hand, und dann die ganze Gesellschaft in fliegendem Galopp hinter dem aufgestiegenen Falken, um den Reiher aufzufangen, sobald der mutige Falke ihn erlegt hat. Fröhlich Gejaud!

Dr. Fr. Guntram Schultze.



Parforcejagd.

Vor Allerseelen.

Vor Allerseelen war's, wie heut,
Wir standen unter der Linde;
Verwelkte Blätter, bunt verstreut,
Jagten dahin im Winde.

Vom Münster klangen die Glocken schwer
— Mächtig mahnende Voten —
Und riefen's herab übers Häusermeer:
„Betet für eure Toten!“

Du gabst noch einmal mir die Hand,
Dann stand ich allein und verlassen;
Der Herbststurm zog übers trauernde Land,
Ich irrte durch Straßen und Gassen.

Mir that so wohl der wilde Sturm,
Hab' ihm die Stirn geboten.
Und mächtig mahnend klang's vom Turm:
„Betet für eure Toten!“

Da starb der Fluch, den stolz mein Mund
Hervorstieß. Schmerzgebrochen
Hab' ich für dich aus Herzensgrund
Ein fromm Gebet gesprochen. —

Vor Jahren war's. — Nun ist's vorbei,
Und die leuchtenden Flammen verlöschten;
Doch Allerseelen bet' ich treu
Für dich und meine Toten.

Hans Eschelbach.

Nebelmeer.

Von

Dr. Rudolf Peters.

Der Nebel ist im allgemeinen ein gar wüster Gesell. Welch ein andrer Kerl ist an Charakter zum Beispiel so ein alter ehrlicher Winterfrost, „lernfest und auf die Dauer“! Der Nebel kann seine Verwandtschaft mit seinem Vetter, dem Junker Reif, nicht verleugnen. Den, wie man sich erinnert, „verdroß das sehr“, als die Blümlein tanzten. Dem Reif verschlägt es nichts, die reiche Frühlingshoffnung eines ganzen Landstriches in einer Nacht zu zerstören. Unser braver Nebel ist aber weit vielseitiger. Der Schrecken aller Lungenkranken, beschenkt er gern auch die Gesunden mit Husten, schwermütiger Stimmung, Rheumatismus und allerlei Katarrhen in lieblicher Auswahl. Er besfällt den ahnungslosen Wanderer und läßt ihn verirren. Ohne Mühe bringt er einen kleinen Schiffszusammenstoß fertig, und der Seemann fürchtet ihn denn auch mehr als Klippen und Sturm.

Doch außer dem Nützlichen sucht unser Herr Nebel sich auch das Angenehme und Erhebende als Gebiet für seine erfolgreiche Tätigkeit aus, wobei ihm sein ausgebildeter ästhetischer Sinn recht zu Hilfe kommt. Mit geübter Hand verkleidet oder überpinselt er die schönste Landschaft, die eben noch im Sonnenschein prangte. Sogar dem Ohr weiß er manche Ergötzung zu bereiten. Wie das Gebrüll einer halb verhungerten Menagerie schallt es in den Gewässern der Seestadt beim Nebel durcheinander, ein herrliches Konzert der Nebelhörner, Sirenen, der hohen und der tiefen, meilenweit hörbaren Dampfsirenen.

Aber ein Proteus, jeden Augenblick ein andrer, ist der Nebel nicht nur in seiner äußeren Gestalt, sondern auch an Charakter. Wer würde den übermütigen, boshaften Burtschen wiedererkennen in dem weißen Schimmer, der abends über das Feld sich ausbreitet?

Der Wald steht schwarz und schweigt,
Und aus den Wäldern steigt
Der weiße Nebel wunderbar.

Das sind freilich Ausnahmestimmungen bei ihm, im ganzen überwiegt die Schelmerei und Schadenfreude entschieden. Aber stets bleibt er ein interessanter Kerl, der auch dem an der „Wasserkante“ Geborenen immer wieder etwas zu raten aufgibt mit seinen grotesken Bildungen und Verwandlungen, im Gebirg wie in der Ebene, zu Wasser und zu Lande.

Wer im Hochsommer morgens gegen fünf von der Höhe auf den so außerordentlich malerischen Walensee in der Nordostschweiz hinunterschaut, der sieht den See zunächst unverhüllt in seinem tiefen Blaugrün. Bald aber fangen die Morgennebel an zu brauen. Wie ein ungeheures Fabeltier kriecht es die Fläche des Sees entlang, reckt und hebt sich, bis es die Felsenwanne ziemlich hoch an den Kurfirsten hinauf ausfüllt. Eine Stunde oder ein paar später ist der Nebel vollständig verschwunden.

Die physikalische Erklärung dieser Erscheinung ist nicht allzu schwierig. Das Wasser hält die Temperatur länger fest als die Luft, es hat also am frühen Morgen immer noch etwas von der Wärme des letzten Tages in sich. Die erste Tageswärme erzeugt leichte Luftströmungen. Vorher lagerte eine mit Wasserdampf gesättigte Luftschicht über dem See. Jetzt streicht auch andre, noch nicht gesättigte Luft darüber hin, und so wird die Bildung von Dampf plötzlich stark vermehrt.

Die Luft ist dann aber noch so kalt, daß der aufsteigende Wasserdampf ebenso in zahllosen Bläschen wirklichen Wassers sichtbar wird wie der Wasserdampf unsers Atems im Winter. Kommt die Sonne höher, so steigt in der erwärmten Luft der Wasserdampf als solcher, also unsichtbar auf.

Ja, auch der Nebel ist den Gesetzen der Physik, die er so gern verhöhnt, doch selbst unterworfen. Er ist im übrigen ein rechter Herrenmeister. Wenn man von der Spitze des Schiffes aus längere Zeit vorausstarrt in den Nebel hinein, zumal aber, wenn der Mann auf dem Ausguck da vorn etwas sucht, eine Boje, die gleich kommen muß, oder dergleichen, so wird man bald allerlei sehen, was doch tatsächlich nicht da ist.

Zwischen treibenden Eisschollen fuhren wir einmal im Rahn an das große Schiff, welches ein dichter Nebel uns noch ganz verhüllte. Da zeigte einer der Passagiere voraus aufs Wasser und rief: „Da treibt ein toter Hufar!“ Auch wir andern glaubten ihn deutlich zu sehen, nur der Schiffer lächelte überlegen. — Sobald einer etwas noch so Unwahrscheinliches und selbst Unglaubliches sieht, findet er, wenn nur die richtige Stimmung herrscht, genug andre, die es auch sehen. So erklären sich, beiläufig bemerkt, manche Erscheinungen von Auferstandenen in der Geschichte. — Wir fuhren nun an dem Hufaren vorbei, und da war es — eine handgroße Tüte von farbigem Papier.

Selbst ein phantastischer Kerl, sieht der Nebel die Phantasie der Menschen oft auf wunderbare Weise in Tätigkeit. In den Schifferkneipen am Hamburger Hafen wird von Krischan Wehnde, dem Münchhausen der See, erzählt, er sei einst im Nebel vollständig festgeraten. Als er sah, daß er doch nicht hindurch könne, weil der Nebel zu dick war, schlug er einen starken Pfahl in den Nebel hinein und band das Schiff daran fest.

Als Künstler niederen Ranges giebt sich der Nebel dadurch zu erkennen, daß er den Effekt so sehr liebt. Ueber gewissen Stellen des Flusses lagert der Nebel oft wie eingeklemmt viel länger als anderswo. Wir fuhren auf der Elbe unweit Hamburgs im dichtesten Nebel und kamen fast gar nicht von der Stelle. Wie mit einem Ruck war da der Nebelschleier vor uns zerrissen, wir sahen im hellen Sonnenschein die Höhen meilenweit voraus, die Maschine arbeitete vergnügt mit voller Kraft, und der Kompaß wurde zugelegt. Der Dampfer, der uns gleich darauf begegnete, näherte sich der grauen Dunstmasse, man richtete dort den Kompaß, der Dampfer ging dann langsamer und verschwand von der Spitze her in der Nebelwand.

Eine ähnliche Erscheinung erwähnte unser Kaiser in einem Trinkspruch zu Hamburg. Auf einer Nordlandsfahrt war man auch ganz plötzlich aus einer dichten Nebelwand herausgekommen. Als man sich umsah, erblickte man hinter sich über der Nebelmasse die Flagge der Kaiserlichen Marine am Top eines jeden der nachfolgenden Schiffe. Im klaren Himmelsblau zogen die Flaggen an den Mastspitzen daher, und zwar so genau ausgerichtet, als sei es unten ebenso hell wie oben. Der Kaiser sagte, der Anblick habe alle in hohem Maße überrascht und ergriffen; und er deutete dann die Erscheinung auf die glückliche, stolze Zukunft des Vaterlandes.

Während der Nebel sonst gern nach Kräften das Landschaftsbild verunstaltet und verschmiert oder auflöst, trägt er zuzeiten wieder dazu bei, erst ein großartiges und packendes Gemälde zu schaffen. Das erfährt man am besten, wenn es einem gelingt, einen Standort über dem Nebel zu gewinnen. Wo unterhalb Lauenburgs eine malerische Hügelandschaft an die Elbe herantritt, stieg ich einmal gegen Abend im Nebel vom Elbthal aufwärts. Oben am Rande der kleinen Hochebene sah ich das erste Nebelmeer. Der Anblick war so märchenhaft, daß ich schnell wieder hinunterstieg und meine Familie nachholte, um auch sie das Schauspiel genießen zu lassen. Wir sahen das breite Elbthal mit weißgrauem Nebel ganz angefüllt. Darüber zeigten sich nur die Spitzen des Kirchturms und einiger Fabriksschote, aber aus dem recht bevölkerten Ort da unten drang lebhaftes Geräusch heraus. Die Oberfläche des Nebelsees erschien wie von großen Wellen überzogen. Nach der andern Seite erstreckten sich die Fluren im schimmernden Glanz der Abendsonne bis weit zu Fürst Bismarcks Sachsenwalde hin. Das gleiche Bild wiederholte sich mehrere Tage. Die Bewohner der Hochebene blickten mit Grausen nach dem Thal der Elbe hin, wo der über den Rand ein wenig hinaussteigende Nebel, besonders wenn die Abendsonne ihn rötlich anstien, den Eindruck erweckte, als stände der ganze Fabriort drunten in Flammen.

In größeren Dimensionen kann man das Nebelmeer in Zürich sehen und bewundern. Geht man dort im Spätherbst durch die nebeligen Straßen, so fallen einem hin und wieder Plakate an den Bäumen in die Augen, die in großen Buchstaben kurz melden: „Netli-berg hell!“ Dann steigt oder, falls man bequemer ist, fährt man mit der Bergbahn hinauf. Von oben er-

scheint das mächtige Thal des Sees und der Limmat wie mit weißem Nebel vollgegoßen. Die Berge liegen wie Inseln in diesem Meer von Milch. Ueber die Oberfläche der Nebelmasse ziehen sich hohe Wellenberge hin. Aber wir haben eine Momentaufnahme der wogenden See vor uns, alles steht unbewegt. Erst bei längerem Hinschauen gewahrt man, daß der Nebel an der einen Stelle steigt, an der andern sinkt. Zu einer Ueberschwemmung wird es bei diesem Meer nicht kommen; denn über seinen Uferand hebt sich dort die Kette der Alpen mit den Schneehäuptern in die sonnenhelle, blaue Luft. — Das Ganze ein unvergeßliches Bild!

Aber was sind alle die beschriebenen Herrlichkeiten gegen den Anblick, der sich mir heute früh hier an einer hochgelegenen Stelle des lieben alten Ravensburg darbietet! Ich sitze oben auf der Veitsburg, wo Barbarossa so oft weilte, wo Heinrich der Löwe geboren ist, von wo Kaiser Friedrich II. und später der unglückliche junge Konradin nach Italien zogen. Da sehe ich so manchen Abend weit, weit hinter Bergen und Wäldern die Sonne in königlicher Pracht hinabsteigen; und morgens, wenn sie sich anschiebt, ihre Herrschaft wieder anzutreten, da kommt der Nebel vom Bodensee durch das breite, schöne Schuffenthal herauf wie ein schneubender Renner, vom wilden Laufe dampfend. Bald ist dann Feld und Stadt, alles zugelegt.

In diesem Augenblick glaubt man zu sehen, wie eine der ungestümmten Wellen des Bodensees eben heraufgespült ist und nun die ganze Gegend überflutet. Hier und da leckt die weiße Flut hoch am Hügel empor, die Kirche der Ortschaft Berg steht drüben wie ein Leuchtturm mitten in der Brandung. Die Wellen des Nebelmeeres aber sind heute besonders schön und mannigfaltig. Da der Wind geht, stehen sie auch nicht ganz so unbeweglich wie sonst. Da sind gekrümmte, lang hinrollende und selbst hoch aufschäumende Wellen. Ein Kirchturm der Stadt oder einer der alten Thortürme zeigt seine Spitze oder seine obere Hälfte und verschwindet wieder; so erscheint jetzt der goldene Weil auf dem nächsten Kirchturm, jetzt die Zinne des alten stolzen Turmes gleich vor mir, des Mellsacks, der ein Stück der Befestigungswerke ausmachte.

An einzelnen Stellen zerteilt sich auf kurze Zeit der Nebel. Nicht weit von mir wird zwischen Weinpflanzungen an grüner Halde eine grasende Kuh sichtbar. In der Ferne tauchen schwarze Waldstücke aus der hellen Flut auf, bald auch näher bei.

Es ist ein katholischer Festtag. Aus der einförmigen Masse, welche die Stadt bedeckt, schallt feierliche Hornmusik herauf. Vom „Blaserturm“ wird, wie auch an jedem Sonntagmorgen, ein Choral geblasen. Einmal, beim letzten Vers, senkt sich der Nebel an der Stelle so tief, daß auf einen Augenblick der Turm und selbst die winzigen Gestalten der Bläser zu erkennen sind.

Die Kuh graßt noch friedlich weiter, eben kommt sie wieder zum Vorschein. Sie muß von stoischer Gemütsruhe sein; denn um sie her tobt jetzt ein wildes Schneewehen — täuschend nachgemacht. Der Wind ist nämlich stärker geworden und setzt in kurzer Zeit den Hügel rein, nur einige Streifen verschütteter Milch bleiben zwischen den Weinfeldern zurück.

Ein gesegnetes Thal! Da unten hängt jetzt jeder kleine Zweig voll vom schönsten Obst. Aber heute morgen ist dieses Thal in das Weiße Meer bei Lapp-land verwandelt. Freilich ist die Gegend hier angenehmer; hier ist das Land, wo Milch und Honig fließt, das gelobte Land des *café complet*!

Tiefer sinkt der Nebel. Auf ihm erscheint ein breiter Schatten. Richtig! die Veitsburg wirft solchen Schatten, auch wenn es keinen Nebel giebt, einen Schatten in Gestalt einer riesigen Flasche. — unzweifelhaft eine ganz passende Einrichtung, da hier oben jetzt im Unterschied von der Zeit Barbarossas eine Gartenwirtschaft betrieben wird, die zusamt der wunderbaren Aussicht eine starke Anziehung auf die Ravensburger ausübt. Auch auf dem Zürcher Nebelmeer sind solche Schatten zu bemerken, derjenige des Aussichtsturmes, und sehr zierlich und doch deutlich der Schatten der Annaburg. Aber dieser Schatten hier war eben ganz weit unten, nun steht er plötzlich zehnfach vergrößert nahe vor mir, und das wiederholt sich noch oft, je nachdem der Nebel weicht oder wieder vorrückt. Eben hatte der Wind ihn hinuntergedrückt, jetzt kommt er den Rebbügel wieder heraufgetrocknet. Die große Flasche verschiebt sich wie ein Bild aus der *laterna magica*. Aber da ist's wirklich ein großartiges Nebelbild, am Schluß der Vorstellung! Um den Veitsburgschatten herum erscheinen Regenbogenfarben und bald eine vollständige Aureole, eine Corona mit zuckenden Strahlen. Wunder über Wunder! — also das Brodengespenst. Haben wir da in dem umstrahlten Veitsburgschatten eine Verherrlichung der alten Kaiserzeit, oder in der Flasche mit dem Strahlenbündel eine Zeichnung von Wilhelm Busch? — Ja, der Nebel ist ein dreister Spatzvogel.

Der Nebelstrom unten hat sich in zwei Arme geteilt, der mächtigere fließt drüben, zwischen beiden liegt als Insel die halbe Stadt. Zur andern Hälfte ist die

Was giebt es Neues?

Militär.

Verhalten der Trompeter beim Parademarsch. Eine kaiserliche Kabinettsordre bestimmt über das Verhalten der Trompeter beim Parademarsch: Nach dem Vorbeimarsch ihrer Truppenteile bei Paraden hören die Trompeter auf zu blasen, reiten auf Wink des Stabstrompeters in der Gänge des Parademarsches geradeaus an und setzen sich durch Linkschwenken hinter die Mitte der vorbeimarschierenden Truppe. Bei Paraden zu Fuß ist von den berittenen Truppen sinngemäß zu verfahren.

Länder- und Völkerkunde.

Kinderverkauf in Sibirien. Im Gebiet Jakutsk ist nach dem „St. Pet. Herald“ der Verkauf von Kindern eine allgemeine Gewohnheit, gewissermaßen ein Erwerbszweig. Der Preis eines Kindes schwankt zwischen zehn und fünfzig Rubel. Die Käufer der lebenden Ware sind gewöhnlich Russen, Verschiedene und Beamte; Verkäufer sind die Eingeborenen. Die Gewohnheit des Kinderverkaufs ist bei den Jakuten höchst wahrscheinlich unter dem Druck der Not aufgetaucht. Im nördlichen Teil des Gebiets dauert der Winter volle neun Monate, und die Einwohner können nicht Ackerbau betreiben, nicht auf Erwerb gehen, und entbehren außerhalb der Küstengegend auch der Einnahme durch Fischfang. Die einzige Erwerbsquelle ist die wenig einträgliche Jagd. Ein Jakute, der Not leidet, verkauft seine Kinder, um später eine kostenlose Arbeitskraft zu haben. Bis zur Volljährigkeit müssen die Kinder unbedingt bei ihren Käufern im Dienst bleiben; Mädchen werden nicht selten vor dem Erreichen des einundzwanzigsten Lebensjahres von ihren Herren verheiratet.

Verkehr. Industrie.

Berlin ist die größte Fernspreckstadt der Welt. Es hat ungefähr 50 000 Sprechstellen und übertrifft damit alle andern Welthauptstädte, ja viele Länder. Selbst London und New York können sich in dieser Beziehung mit Berlin nicht messen. Ganz Frankreich mit 40 000 Sprechstellen hat ein kleineres Fernsprecknetz als Berlin, und Oesterreich-Ungarn mit 30 000 und Rußland mit 20 000 Fernspreckstellen haben zusammen nur ebensoviele Telefonanschlüsse wie Berlin.

Die Einfuhr von Wildbret in Paris ist ganz enorm. Nach einer offiziellen Statistik werden alljährlich in Paris eingeführt: 1 500 000 Lerchen, 31 000 Schnepfen, 277 000 Wachteln, 14 000 Stück Rot- und Rehwild, 138 000 Fasanen, 230 000 Krametsvögel, 190 000 Hasen, 650 000 Rebhühner und 500 Stück Schwarzwild. Dieses Wildbret kommt zum großen Teile aus dem Ausland; die Hauptlieferanten sind Deutschland, Oesterreich-Ungarn, Italien, Holland, England und Norwegen. Aus Deutschland kommen hauptsächlich Hasen, Rebhühner und Rehe, Böhmen liefert Fasanen und Rebhühner, Italien hauptsächlich Wachteln und Krametsvögel, Holland Wildenten, Lerchen, Wachteln und Rebhühner, England Fasanen und Auerhähne, Spanien Lerchen und rote Rebhühner, Rußland und Norwegen weiße Hasen und Schneehühner, Auerhähne und Rentiere, Ägypten Wachteln, endlich Australien Hasen. Es werden in den Zentralmarkthallen durchschnittlich folgende Preise bezahlt: für ein Duzend Lerchen 1,65–2,75 Fr., für eine Schnepfe 3–5 Fr., für eine Wachtel 75 Cts. bis 1,25 Fr., für einen Fasan 5–6 Fr., für einen Krametsvogel 40–60 Cts., für einen Hasen 5–7 Fr., für Rotwild 50–170 Fr., für Rehe 25–55 Fr., für Schwarzwild 40–90 Fr. Im verflossenen Jahre belief sich der aus dem Wildhandel gezogene Erlös auf 34 Millionen Franken.

Unterrichtswesen.

An der Universität Bern haben im Jahre 1899/1900 zehn Damen den Doktorhut errungen: zwei Deutsche, drei Französinen und fünf Russinnen. Davon promovierten vier in Medizin, drei in Philosophie, je eine in Jurisprudenz, Chemie und Germanistik.

Landwirtschaft.

Die Ernte hört auf Erden niemals auf, denn geerntet wird das ganze Jahr hindurch, was nachstehender Erntealender beweist. Im Januar wird das Getreide in Argentinien, Chile und Australien eingefahren, während im Februar in Indien und Oberägypten die Ernte beginnt. Im März sind die Schnitter in Unterägypten an der Arbeit und im April auf Cypern und Kuba, ferner in Kleinasien, Mexiko und Persien. Die folgenden Monate bringen nun reichere Ernte, und zwar im Monat Mai in den Ländern Florida, Texas, Zentralasien, China, Japan, Marokko, Algerien und Arabien. Im Juni kommen die Donau- und Balkanstaaten, Ungarn, Südrußland, Spanien, Portugal, Südfrankreich, Italien, Kalifornien, Oregon, Mississippi, Tennessee, Virginia, Alabama, Colorado, Missouri und noch einige kleine Länder an die Reihe. Im Juli beginnt die Ernte in Deutschland, Oesterreich, Schweiz, Nordfrankreich, Westrußland und den Staaten im östlichen Nordamerika, während im August die Ernte in Belgien, Holland, Nordengland, Mittelrußland und Dänemark unter Dach und Fach gebracht wird. Im September beginnt der Schnitt in Schweden, Norwegen und im russischen Norden, während im Oktober eigentlich nur in Schottland geerntet wird. Im November kommen das jetzt so viel genannte Transvaal wie auch Peru, und im Dezember Hinterindien, Neuseelands und Birma an die Reihe.

Soziales.

Allgemeine deutsche Pensionsanstalt für Lehrerinnen und Erzieherinnen. Am 15. Oktober blickte eine der segens-

reichsten Einrichtungen, die unter dem Protektorat der Kaiserin Friedrich stehende Allgemeine deutsche Pensionsanstalt für Lehrerinnen und Erzieherinnen, auf eine fünf- und zwanzigjährige Tätigkeit zurück. Die Zahl der Mitglieder betrug Ende 1875 75, jetzt 3568. Die Auszahlung der Pensionen begann mit dem Jahre 1880; damals wurden nur 187,50 Mk. an drei Pensionärinnen ausbezahlt, in diesem Jahre bis zum 1. August 196 686 Mk. an 657. Die Anstalt hatte 1876 ein Vermögen von 210 817 Mk., jetzt ein solches von 7 400 950 Mk. Von den 3568 Mitgliedern der Pensionsanstalt leben im preussischen Staate 2442, in andern deutschen Staaten 917, im Auslande 209 (England 87, Oesterreich-Ungarn 35, Frankreich 24, Italien 9 und so weiter). Wieviel Sorge die Anstalt in den 25 Jahren ihres Bestehens gemildert, geht schon daraus hervor, daß sie an ihre Mitglieder im ganzen an Pensionen 1 962 810 Mk. gezahlt hat, und daß aus dem Hilfsfonds, den Bestimmungen des Statuts entsprechend, seither die Summe von 880 057 Mk. aufgewandt wurde.

Sport.

Ein Damen-Schachturnier. Schachspielende Damen hat es von jeher gegeben, seitdem das königliche Spiel seinen Einzug im Occident gehalten; auch an Schachturnieren haben sich Damen schon wiederholt und nicht unruhlich beteiligt; aber ein regelrechtes Damenturnier fand bisher in Deutschland noch nicht und auch anderswo äußerst selten statt. Das erste dieser Art in Deutschland wurde gelegentlich des diesjährigen Kongresses des Niederelbischen Schachbundes veranstaltet und am Sonntag den 30. September zu Gimsbüttel ausgetragen. Freilich hatten sich



Phot. H. Reuber, Hamburg.

nur vier Teilnehmerinnen dafür angemeldet; angesichts der Neuheit der Sache aber ist diese Beteiligung recht anerkennenswert. Drei der Teilnehmerinnen führen wir unsern Lesern hier im Bilde vor: rechts am Schachbrett Fräulein E. Brillow aus Altona, die in ruhigem und sicherem Spiel ihre drei Gegnerinnen sämtlich schlug und sonach mit drei Gewinnpartien das als Preis ausgelegte silberne Kaffeefervice davontrug; als Zuschauerin Fräulein B. Paulsen, die ihre beiden andern Gegnerinnen besiegte, also mit zwei Gewinnpartien in der Liste erscheint; links am Brett Fräulein E. Weisthoff, die eine Partie gewann. Die vierte Teilnehmerin, die leider alle drei Partien verlor, hat es vorgezogen, auf dem Bilde nicht zu erscheinen; so wollen wir denn auch ihren Namen an dieser Stelle nicht der Öffentlichkeit überliefern.

Ausstellungen.

Auf der Pariser Weltausstellung haben erhalten: Große Preise: Vereinigte Staaten 215, Deutschland 261; goldene Medaillen: 547 bezw. 546; silberne Medaillen 593 bezw. 608; bronzene Medaillen: 501 bezw. 350; ehrenvolle Erwähnungen: 348 bezw. 198, danach im ganzen Vereinigte Staaten 2204, Deutschland 1963 Auszeichnungen. Das bedeutet für die Vereinigten Staaten 34,4 Prozent, für Deutschland 76,9 Prozent ausgezeichneten Aussteller.

Entscheidungen und Verfügungen.

Das Schneiden im Bierauskunft. Aus München wird berichtet: Allen Biertrinkern wird eine Entscheidung des hiesigen Oberlandesgerichts zur Genugthuung gereichen. Dieses hat, wie die Blätter berichten, das schlechte Einschenken der Bierkrüge als eine Vorspiegelung falscher Thatfachen, beziehungsweise als vollendeten Betrug qualifiziert. Ein Schenkkelner war wegen Betrugsversuchs in Anklagezustand verfest worden, weil er nachweisbar wenigstens in zwei Fällen den Gästen statt einer Maß nur eine Halbe, beziehungsweise 1 1/2 Quart Bier ausgegeben hatte. Vom Landgericht war er zu vierzehn Tagen

Gefängnis verurteilt worden mit folgender Begründung: Es liegt eine Vorspiegelung falscher Thatfachen seitens des Angeklagten vor, weil er durch die bekannten Kunstgriffe — Heben und Senken des Kruges beim Einschenken und so weiter — übermäßig viel Schaum erzeugte und so bei den Gästen den Schein erweckte, als ob sie volle Krüge bekämen, während tatsächlich der Inhalt der Krüge nur zum kleinsten Teil aus Bier, im übrigen aber aus Schaum bestand. Das Oberlandesgericht hat dieses Urteil bestätigt.

Eine unverwundliche Tinte. Im Staate Massachusetts besteht eine gesetzliche Vorschrift, derzufolge in allen staatlichen Akten nur eine allen atmosphärischen Einflüssen gegenüber unempfindliche Tinte benutzt werden darf. Nach langen und gründlichen Versuchen hat man sich für eine Tinte entschieden, die wie folgt bereitet wird: 23 Gewichtsteile Gerbsäure, 7,7 Teile kristallisierte Gallussäure, 30 Teile Eisenvitriol, 10 Teile Gummi arabicum, 25 Teile verdünnter Salzsäure, 1 Teil Karbolsäure und 902,9 Teile Wasser sind innig zu vermengen. Die aus dieser Mischung bestehende Tinte wurde von der Regierung des genannten Staates als allen Anforderungen entsprechend anerkannt, nachdem sie folgende Proben bestanden hatte: Mit derselben angefertigte Schriftstücke wurden drei Monate lang unter Glas den Sonnenstrahlen ausgesetzt. Danach hatten sie noch sechs Monate den Unbilden der Witterung ohne den gläsernen Schutzdeckel stand zu halten. Diesen beiden Proben ging indes noch eine andre zuvor, wobei die Schriftstücke zuerst in Wasser, sodann in Alkohol und schließlich in eine Mischung beider gelegt wurden. Die Tinte soll dabei weder ausgewaschen worden noch verlaufen sein.

Conkunst.

Wieviel Personen beschäftigt die Ausübung der Conkunst? In einer Denkschrift, die die Genossenschaft deutscher Komponisten zu dem Gesetzentwurf, betreffend das Urheberrecht an Werken der Literatur und Conkunst, dem Bundesrat unterbreitet hat, ist unter anderem angegeben, daß es in Deutschland gegenwärtig 1000 ausübende Virtuosen giebt, nämlich 580 Gesangvirtuosen, 240 Pianisten, 130 Violinisten, 110 Virtuosen für andre Instrumente, 6500 Organisten, 12 000 bis 13 000 Orchestermusiker, 1300 Kapellmeister und Musikdirektoren, etwa 8000 Militärmusiker und 410 Militärmusikdirektoren, 2350 Dirigenten von Gesangsvereinen, 3700 Musiklehrer, 1350 Gesangslehrer, 435 Konservatorien und Musikschulen sorgen für die Ausbildung in der Musik. Ferner giebt es 6500 Gesangsvereine. Öffentliche Musikaufführungen finden statt in 270 Theatern, 350 Variététheatern, 1050 Konzertsälen und so weiter. Die Zahl der jährlichen musikalischen Veranstaltungen aller dieser Unternehmungen beläuft sich auf 277 100. Mit der Vermittlung der Musik in weitere Kreise sind 234 Konzertagenturen beschäftigt. Alles in allem genommen, werden nach der Denkschrift durch die Werke der Komponisten jahraus jahrein über 150 000 Personen in Deutschland beschäftigt.

Miscellen.

Das Wörtchen „von“. Auf dem Deutschen Juristentage in Bamberg machte der bekannte Heraldiker Fürstlich Schaumburg-Lippischer Kammerherr Dr. Kefulé v. Stradonitz nach einem Vortrage des Geh. Justizrats Dr. Gierke über die Führung und den Uebergang ablicher Namen nach dem bürgerlichen Gesetzbuche die interessante Mitteilung, daß es in Norddeutschland allein über 100 000 Personen gäbe, die das Wort „von“ vor ihren Namen führen, ohne adlig zu sein; das Wort „von“ ist bei diesen Personen nur ein Bestandteil des Namens, nicht aber ein Adelsprädikat. In der preussischen Rangliste wird streng zwischen beiden Arten des Wortes „von“ unterschieden. Bei Offizieren von Adel wird nämlich das Wort abgekürzt und „v.“ gedruckt, während es bei nicht adligen Namen ausgedruckt wird. In den Namensverzeichnissen der Ranglisten finden sich eine große Anzahl von Namen mit ausgeschriebenen „von“, so zum Beispiel von Alpern, von Beckerath, von Bergen, von Brach, von Deemling, von Düssel, von Hoven, von Königsblum, von Lind, von der Meden, von Oden, von Pohlheim, von Reddinghausen, von Spandern, von Velsen, von Wild und andre.

Gestorben:

Eine treue Dienerin. Im Inseratenteil eines Chemnitzer Blattes stand zu lesen: „Heute, 7. Oktober 1900, starb nach langem schweren Leiden im Alter von fast 94 Jahren ein liebes Glied unsrer Familie, Karoline Müller, die seit ihrer Kindheit unsern Großeltern, dann unsern Eltern, zuletzt uns selbst in seltener Bescheidenheit, Hingebung und Treue gedient hat, bis ihre Kräfte geschwunden waren. Sie ruhe sanft in Frieden!“

Eine einhundertvierjährige Greisin, Frau Abrahamsohn, eine der ältesten Einwohnerinnen Deutschlands, ist am 13. Oktober in Dresden gestorben, eine Frau, die im Gegenjatz zu manchen nur angeblich hundertjährigen und älteren Personen wirklich 104 Jahre alt war, also in drei Jahrhunderten gelebt hat, und deren Alter durch Geburtsurkunde unzweifelhaft feststand. Will man das Rezept für solche Lebenskraft und Lebensjahre kennen lernen, so wird freilich die Frage schwer zu beantworten sein. Die Greisin hat stets mäßig und in behaglichen Verhältnissen, in Ruhe und Frieden gelebt. Von Einfluß war gewiß auch ihre Frömmigkeit. Das Gebet mag sie beruhigt und über alle Lebensstürme sanft hinweggeleitet haben.